

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 144

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Hartmut Kasper Lesebuch

Zusammengestellt
und mit einem Nachwort von
Joachim Wittkowski



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 144

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Verbindung mit der
Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden

Band 144

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

PERRY RHODAN ist eine eingetragene Marke der Heinrich Bauer KG, Hamburg. Mit freundlicher Genehmigung«

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2025 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
Autorenfoto: Elisabeth Wittkowski
Druck: docupoint, Barleben
ISBN:978-3-8498-2128-9

Inhalt

Erzählungen

Bogdan	7
Der Dodo von Wanne-Eickel	14
Kennedy im Ruhrgebiet	22
Ein Kind, um die Lichtmauer niederzureißen	28
Das Kamel	42
Die Straße der Herrensneider	50
Muegessi geht von Bord	58
Erlebnisse	
Erlebnis wie bei Grzimek	79
Veltins Fan. Erlebnis wie bei David Ogilvy	80
Spielfeld. Erlebnis wie bei	80
Dieter Hildebrandt	
Erlebnis wie bei Astrid Lindgren	81

Kolumnen

Hup dich glücklich. Zwei Fabeln und eine Geschäftsidee	83
Intelligenz: eingebaut. In der Zukunft ist die Bildung herrlich interaktiv	86
Herr Xi und die Peking-Enten der Zukunft.	89
In China, das ist eine Tatsache, gehen die Uhren anders	

Hörspiel

Spender	94
---------	----

Über Heftromane

Perry Rhodan	113
Jerry Cotton	119
Der härteste Mann auf dem deutschen Heftromanmarkt	123
G. F. Unger: Das Million-Cliffs-Land	130
Sterben verboten	134

Gedichte

[es fällt in unser Leben]	145
Nach der Saison	145

Frühlingssonett	146
Mutter und Sohn	147
Herbst. Ende von allem	147
Winter wie auf den Gemälden alter holländischer Meister	148
Emscher, mein Fluss	149
Rhein-Herne-Kanal	149
Nordsee: Süßes Geheimnis	150
Nachhaltige Fragen, wiederverwertbare Antworten	151
Nachwort	152
Textnachweise	163

Erzählungen

Bogdan

Bogdan kam 1974 zu uns, aus Posen. Es war das Jahr der Regenschlacht im Frankfurter Waldstadion, Vorgruppe B. Bogdan war ein stiller Mann, der dann lange Wochen bei meinen Großeltern mütterlicherseits auf dem Sofa in der Wohnküche saß. Ein wenig erinnerte er mich an Pan Tau, den tschechischen Magier und Melonenträger, der, mal klein, mal groß, den Kindern beistand und, wie ich später erfuhr, von Otto Šimánek gespielt wurde, dem großen Pantomimen (siehe auch: Die Märchenbraut; Luzie, Schrecken der Straße; Die Tintenfische aus dem zweiten Stock).

Bogdan war so still und stumm wie Herr Tau, aber wenn er sprach, sprach er Polnisch, denn er konnte kein Deutsch, das wiederum meine Oma fließend beherrschte; ihr Mann, Opa, kannte immerhin die gängigsten und größten Flüche dieser von Zisch- und Heullauten durchwirkten Sprache.

Manchmal spielten Bogdan und ich Mensch-ärgere-dich-nicht gegeneinander.

Ich lernte: raz, dwa, trzy, cztery, pięć und sześć; Jeszcze raz, rzuć ponownie kostką (noch einmal würfeln) und rzucanie jest koniecznością (Schmeißen ist Muss).

Dzień dobry! – Proszę! – Dziękuję! – Do widzenia!

Co to jest?

O mój Boże!

Wer werde wohl Weltmeister, was glaubte er?, hatte ich Bogdan gefragt. Meine Oma dolmetschte synchron. Polska, sagte er mit größter Selbstverständlichkeit.

Das fand ich kurios; von Fußball verstand ich damals noch weniger als heute; ohne Wolkenbruch hätte er womöglich recht behalten, räumte Franz Beckenbauer ein:

»Bei normalen Spielverhältnissen hätten wir vermutlich keine Chance gehabt.«

Der Wolkenbruch hatte den Platz unbespielbar gemacht; dennoch wurde gespielt; der Terminkalender war knapp. Die Feuerwehr pumpte und walzte den Rasen; Deutschland lief wie in Roy Blacks Ohrwurm Ganz in Weiß auf; Polen ganz in Rot und hatte Lato in seinen Reihen; für die Deutschen hielten Sepp Maier und zahlreiche, strategisch gut platzierte Pfützen vor dem Tor alles, was darauf zurollte, und so tat der Wolkenbruch, was der Sturm für England wider die Spanische Armada getan hatte, und wehrte den übermächtigen Gegner ab. Hoeneß, ja, Wurst-Hoeneß aus dem Bayernland, und das kann man gar nicht oft genug sagen, verschoss in der 53. Minute kläglich einen Elfmeter, jedoch traf Gerd Müller zum spielentscheidenden 1 : 0. Bogdan fand Trost, als er mit meiner Oma in einen Oswalt-Kolle-Aufklärungsfilm ging, denn so etwas hatte er in Posen noch nicht gesehen.

Kolle, in Kiel geboren, war damals längst niederländischer Staatsbürger. Wusste doch einer der Zensoren, denen er sein filmisches Debüt »Das Wunder der Liebe« (D 1968) vorzulegen hatte, zu rühmen: »Herr Kolle, Sie wollen wohl die ganze Welt auf den Kopf stellen, jetzt soll sogar die Frau oben liegen!« Im Lido zu Wanne-Eickel liefen damals auch mal ältere Filme, für billig. Ich tippe mal auf »Liebe als Gesellschaftsspiel« (D 1972) als den damaligen Second-Hand-Kassenknüller, den ich persönlich bislang nicht gesehen habe, will das aber für die Zukunft nicht ausschließen. Thema des Films ist laut Wikipedia: ein siebenstündiges Gruppensex-Experiment mit holländischen Ehepaaren.

Das »Lexikon des Internationalen Films« lobte: »Ein ebenso unbedarfter wie spekulativer Film ohne jeden Informations- und Argumentationsgehalt.« (Damals im Warschauer Pakt eher unbekannt, weil verboten, findet sich dieses Juwel der Unterhaltungsfilme heute unter dem

Titel »Miłość jako gra salonowa« natürlich in jeder gut sortierten Poznańer VHS-Videothek.) Die Sexwelle schwappte durch das Kino wie das Wasser über den Frankfurterwaldstadionrasen, und hier wie dort half alles Pumpen und Walzen dawider wenig.

Ein Teil meiner Familie, die Kasper-Seite, stammt aus dem Münsterland, wo förmlich jeder zweite so heißt oder mit einem solchen verwandt ist: gediegene Landarbeiter, toughen Typen, die im Ruhrgebiet vorbeischaute, um der Kohle untetage zu zeigen, was eine Harke ist und wo der Hammer hängt, jedoch das Steigerlied eher mit Skepsis sangen, stelle ich mir vor. Immerhin ließ der Großvater väterlicherseits seinen Sohn schwören, alles zu werden, nur nicht Bergmann, denn Bergmann war er selbst und wir dürfen davon ausgehen, dass er wusste, welch ein menschenzerstörender und grauenhafter Beruf Bergmann war, Glück auf.

Bergmann ist mein Vater denn auch nicht geworden, sondern: Karosseriebauer, Schaueremann am beschaulichen Hafen von Wanne-Eickel, später Arbeiter am Band bei der Adam Opel AG zu Bochum. Er baute gerne Modelle, Revell, weniger die englischen Spitfires und fliegenden Festungen der Amerikaner, die man zu einer privaten Luftflotte zusammenstellen konnte, sondern vielmehr vielmastige Segelschiffe, die Farbe aus Töpfen wie für Zwergenhand erpinselt, feines weißes Garn frisch vom Pappstern für die Takelage. Eine schweigsame Arbeit, oft hinter verschlossener Tür. Münsterländer Stille.

Mein Vater hörte selten Musik. Meine Mutter schon. Gerne auch Dietmar Schönherr mit seinen Smash-Hits wie »Ein Cowboy darf nicht feige sein«, »Bye-bye, Tennessee« oder »Billy, Jack und ich«. Das war noch, bevor Schönherr zum Commander des schnellen Raumkreuzers Orion befördert wurde, versteht sich. An Bord der Orion wurde selten gesungen, und wenn, dann nicht von Cowboys.

Die andere und alles andere als münsterländische Seite der Familie war also aus Polen zugewandert, katholisch wie die Hechte, große, geübte Beter vor dem Herrn und Kirchenkerzenaufsteller für die Jungfrau, d. i. die Dziewica Maryja, gingen zur polnischen Messe, auch täglich, wenn nicht gerade Krieg war, denn im Krieg mied man die Gotteshäuser.

Durch meine Schuld, durch meine Schuld, durch meine übergroße Schuld.

Aus Posen kamen sie; der Bergbau lockte; die meisten von ihnen widerstanden mannhaft. Sie wurden stattdessen Knechte, Melker, Marktschreier, Polsterer, Fabrikarbeiter.

Oder, wie mein Opa, Buchbinder. Das kam so: Eigentlich hatte er, Symphorian Sibilski, den ehrenhaften Beruf eines Melkers ausgeübt, dann Krieg, Marine, angelsächsischer MG-Treffer (die Tommies!) in beide Beine, ergo Amputation, ergo Schluss mit dem Melken, denn, wie er erklärte: Ohne Beine fällt man meist vom Schemel. Daher Umschulung auf Buchbinder in der örtlichen Stadtbücherei. Jeden Tag auf Prothesen hoch in den zweiten Stock, immer pfeifend, immer »Am Brunnen vor dem Tore«.

Versteht sich, dass ich ihn dort oben oft besuchte, im Bücherhorst, so viele Bücher in Greifnähe; zudem beteiligte sich Opa als Mäzen am Auf- und Ausbau meiner privaten Comic- und Hefromanbücherei, die ich nach mir selbst benannte und ordentlich durchnummerierte, zu Anfang. Die Sibilskis hatten buchstäblich nichts, nur schöne Namen: Marian, Gracian, Kasimir, die Krönung aber war unbestritten Symphorian, jedoch die Münsterländer Holzköpfe setzten stattdessen den Rufnamen »Seppel« durch. Was, nachträglich betrachtet, immerhin schön zu Kasper passte.

Da die Keramiken in vielen Badezimmern, Klo- und Waschschüsseln auf den Namen Seppelfricke hörten,

dachte ich, kaum hatte ich lesen gelernt, dass Opa ein verstoßener Prinz dieser Keramikdynastie sein könnte.

»Ich geh durch die Nacht und bin einsam
für mich steht am Himmel kein Stern.
Ich hab so viele Fragen.
Warum hat niemand mich gern?
Ich geh durch die Nacht und bin einsam
und schau in die Häuser hinein.
Die Menschen dort sind glücklich«,

sang Dietmar Schönherr, und an diesem häuslichen Glück konnte Seppelfricke nicht ganz unschuldig sein. Gelernt habe ich Lesen und Schreiben erst auf der Schule; ich war kein gelehriges Kerlchen, schon gar kein autodidaktischer Wunderknabe. Die Lehrer hießen noch Krämer, Richter, Herr- und Hesselmann; die Schüler aber schon Kaminski, Wittkowski und Majchrzak (der einzige Name, den ich bis heute mühelos buchstabieren kann, weil wir ihn jedem neuen Lehrer und allen Lehrern immer wieder einmal, allen Richtern und Hesselmännern im Klassenchor aufsagen mussten).

Verglichen mit der polnischen ist die deutsche Orthographie zwar immer noch bescheuert, untertänig und wirr, aber ein Kikifatz.

Doch der Tag würde kommen, wo die Sklipuschewskis, Radauczaks und Washmaszinowskis hinter den Pulten stehen und Stunden erteilen würden, also wir.

Ich hatte keinen Zweifel.

Die Nachbarn hießen: Schwidurski, Polzin, Pomerowski. Wir kauften bei Wengoborski ein; die Welt, soweit sie uns betraf, war noch fußläufig und es gab Rabattmarken, die man in ein Sammelheftchen klebte; die komplettierten Heftchen ließen sich in 1,50 D-Mark konvertieren, bar. Der Herr des Hauses trug ein Haarteil wie aus Silberfäden gesponnen, das metallisch glänzte und unverrückbar

schien, festgeschweißt. Man stand an; man ließ anschreiben; die Milch gab es in weißen Plastiktüten, wabbelig wie ein Euter. Zuhause manipulierte man die Tüte in einen Plastikständer, die ersten Tupperwareparties, so hielt die Zukunft Einzug ins Private; mein Vater hatte sogar schon ein Revell-Modell des Apolloraumschiffs nachgebaut. Bogdan und sein Warschauer Pakt tat mir beinahe Leid: Da hatten die Russen einen so schönen Frühstart Richtung Weltraum hingelegt, und jetzt? Apollo, die Mondlandung, die Orion – der Westen hatte, nicht zuletzt dank Männern wie Dietmar Schönherr-McLane, die Nase uneinholbar vorne. Von wegen »Für mich steht am Himmel kein Stern!«

Bogdan nahm es gelassen.

Tante Antonia wiederum wohnte in der aus einem einzigen Hochhaus bestehenden Skyline von Wanne-Eickel, bahnhofsnahe; sie war klein wie ein Haribobärchen, dabei eher saftlos, knochig, krächzend. Antonia geborene Sibiłski, als solche kellnerte sie bei Café Urbach, jener gut besuchten Konditorei, in der man am Sonntag in drei bis fünf Reihen anstand, wartete, schob, schaute, ob von der besonderen Leckerei noch ein paar Stücke in der Theke auslagen, Ananastörtchen nämlich, Rundkuchen im Bitterschokoladenmantel und dem Sahnehäubchen in verschwenderischem Übermut von Zuckerbäckerhand noch eine kandierte Kirsche aufgetrumpft. Ananastörtchen, Tarty ananasowe – O mój Boże! Bogdan war hin und weg. Ich auch. Wir spielten um die Kirsche. Ich nahm immer Grün. Oder Blau. Er Rot.

Auf den Zeugnissen meiner Mutter steht übrigens nicht Doris Hecker, sondern Dorota Heckerowna, denn sie war kinderlandverschickt und besuchte die Schule in Posen. Schwidurski führte ein Büdchen, an dessen Glastür die Neuerscheinungen der Woche aushingen: Micky Maus, Fix und Foxi, Felix, Superman und Batman und, mir damals noch nicht ganz geheuer, das Deutsche Mad.

Zuhause galt: Grün und Blau – Polackenfrau. Ich mochte Türkis und hatte nichts gegen Grün-und-Blau-Karambolen; das Wort »Polacken« hatte daheim keinen unbedingt negativen Beiklang, und es war noch nicht ganz in Vergessenheit geraten, dass die Sippe der Kellner noch vor Kurzem Kielnerowski geheißen, sich dann aber schwupps und für nicht wenig Geld hatte umschreiben lassen

Ich weiß nicht, ob Bogdan bei uns heimisch geworden wäre. Marianne ist mit ihrer gehbehinderten Tochter Hanka nach dem Mauerfall nach Berlin gezogen, das, so als Stadt betrachtet, ganz nett ist. Viel Grün; massig Parkraum; viele schöne Comicfachbuchhandlungen. Wer ist nicht nach Berlin gezogen? Herbert Grönemeyer, Ralf Rothmann; sogar Loriot und die Jazz-Größe Helge Schneider besitzen dort Wohneigentum.

Ich nicht.

Auch Bogdan nicht.

Aber darin erschöpfen sich unsere Gemeinsamkeiten auch schon.

Naja, die Neigung zu Tarty ananasowe melde ich mal nach. Manchmal überlege ich, wie leicht es hätte anders sein und werden können. Ein paar andere napoleonische Zufälligkeiten, dann und wann ein wärmerer Winter, eine plötzliche Idee im Kopf der Ordensritter, Bernsteinfischer, Großfürsten von Litauen, ein unerwarteter Wolkenbruch zur rechten Zeit. Hätten wir alle dann lippenkauend in den 1960er Jahren »Przestrzeń Patrol Orion« in der Flimmerkiste geschaut mit jenem wackeren Kapitän Bogdan Allister Kielnerowski, der die Welt gegen diese ganz aus Licht gemachten Aliens, die Żaby, verteidigt hätte; hätten polnische Astronauci die weißrote Flagge mit dem weißen Astroadler auf dem Mond gehisst und eine batteriebetriebene Kerze für die Dziewica Maryja aufgestellt; wären meine Vorfahren fort aus den Melkställen des Münsterlandes und nach Polen gezogen, in die Bernsteinstädte der Ostsee, nach Krakau, nach Zakopane in die

Hohe Tatra, das kleinste Hochgebirge der Welt? Hätten sie sich ein paar Generationen später für nicht geringes Geld umschreiben lassen, von Kasper zu Kasperski, zum Beispiel? Zum Neujahr die Deutschenböller krachen lassen, Gedenken an die alte Heimat?

Im Zeitraffer und vom Orion aus sähe man Wellen aus Menschen, die aus Afrika schlagen, nach Asien, nach Europa schwappen, Irland sogar, von dort über die gefrorene Beringsee auf den Doppelkontinent, über gebirgige Wege, Landbrücken nach Aotearoa und Australien. Migrant ist nur ein anderes Wort für Mensch.

Der Dodo von Wanne-Eickel

In den 1960er Jahren wohnte Mathilde Gölldner in einem kleinen Zechenhaus auf der Mathildenstraße in Wanne-Eickel, und eine ganze Weile, noch als Schulkind, meinte ich, dass entweder meine Tante Mathilde nach der Straße oder die Straße nach der Tante benannt worden sei. Beides leuchtete mir ein.

Das Zechenhaus war klein, aber ein angedeuteter Erker hier, ein fingerbreites Gesims dort verliehen ihm den Anschein, ein ehemaliges Herrenhaus zu sein, aus einem noblen, englischen Garten hierhin versetzt, von der Zeit gebeugt und, wie man so sagt, in die Erde gewachsen.

Tatsächlich stammte das Haus mit seinen winzigen drei Zimmern aus der Jahrhundertwende; in Häusern wie diesen hielten die Zechen ihre Bergarbeiter und konnten sie halten auch dann, wenn Kurzarbeit angesagt oder die Arbeit ganz ausgegangen war, die Arbeiter dem Betrieb dennoch zur Verfügung gehalten werden sollten; die Bergleute konnten sich dann auf Gartenarbeit verlegen und sich selbst versorgen. Die Gärten waren dementsprechend weitläufig, und zu jedem Garten gehörten serienmäßig ein

paar Ställe und ein echter Schweinekoben, in dem damals aber schon keine Schweine mehr hausten, sondern eine erste Isetta, ein erster VW-Käfer, ein erster Lloyd, für den der Spruch »Wer den Tod nicht scheut, fährt Lloyd« im Umlauf war.

Tante Hildes Mann, mein Onkel, war, wie man damals sagte, im Krieg geblieben. Nicht einmal sein Name wurde je erwähnt.

Meine Tante bezog eine Witwenrente und arbeitete in einem Mädchengymnasium als Putzfrau. Das Mädchengymnasium war neu und hatte blau gekachelte Außenwände, ganz so, als hätte man ein Hallenbad umgestülpt. Manchmal, wenn ich ins Gymnasium ging, um meine Tante zu besuchen und auf eine unverzichtbare, aber leider recht teure, sein Geld jedoch mindestens werte Neuerscheinung auf dem Comic-Markt hinzuweisen, roch es vor lauter Hallenbadähnlichkeit nach frisch gechlorten Mädchen. Mich wunderte immer, dass man so wenig Badekappen auf den Fluren sah.

Meine Tante war, was sie selbst als *sparsam*, meine Mutter als *schrappig* bezeichnete; sie sparte an allem, denn sie sparte für ein Haus, das sie irgendwo in der Nähe von Oelde bauen wollte, weil sie in der Nähe von Oelde den Krieg über zugebracht hatte, beim Bauern, wie es hieß, auch dieser anonym. Die Landarbeit lag ihr, all das Hacken und Umgraben und Schaufeln und Säen und Wässern und Ernten. Sie konnte gut mit Hühnern, und sie hielt Kaninchen, und ihr Vieh tat, was ihre Pflanzungen taten: es gedieh.

Meine Tante hielt ihr Geld – wie gesagt – eisern zusammen. Aber da der Mensch, wenn er sich keinerlei Luxus gönnt, aufhört Mensch zu sein, gönnte sie sich Woche für Woche ein kleines Glas Düsseldorfer Löwensenf und, irgendwann, ein Tonbandgerät. Die magnetischen Bänder waren proppevoll mit Schlagermusik, und wenn meine Tante hinter dem Haus, also im Garten war, und dieser

Garten war erstaunlich groß: von den Bäumen hingen Äpfel, Birnen und saure Kirschen, die meine Tante einmachte, und auf den Feldern wuchsen Kartoffeln, Steckrüben, Möhren, Zwiebeln und jede Menge Kohlköpfe, Schnittlauch und Petersilie, am kleinen Gartenteich schoss die Brunnenkresse ins Kraut – wenn sie, wollte ich sagen, also im Garten arbeitete, dann ließ sie das Fenster zum Wohnzimmer offenstehen und unterhielt die ganze Kolonie mit dem lautstark trällernden Tonbandgerät. Die Schlager kündeten von weißen Schiffen, die Kurs auf Hongkong gesetzt hatten, Kalkutta und zur Hudson Bay, von einem besonderen Schiff, das da kommen würde, um der Sängerin den einen zu bringen, und von Jungens, die auf den sieben Weltmeeren herumklabauterten, während die Mütter daheim ihrer Wiederkehr harreten. Ich hielt Deutschland deswegen für die führende Seefahrernation, und dass tatsächlich viele Mütter und Frauen zwar auf die Heimkehr ihrer Söhne und Männer warteten, diese aber nicht auf hoher See unterwegs waren, sondern in russischen Kriegsgefangenenlagern arbeiteten und hungerten, wusste ich damals noch nicht.

Manchmal erkundete ich den Garten, der weitläufig war und am fernen Ende in ein dichtes Unterholz überging, eine echte Wildnis. Ich half, das Hühnervolk zu füttern, manchmal die Kaninchen, die sich in ihren Käfigen einem Osterfest entgegenmümmelten, das für eines von ihnen wenig erfreulich ablaufen würde. In der Nähe des Stalles befand sich ein uralter, noch kniehocher Baumstumpf in der Erde, darin steckte ein kleines, handliches Beil. Aber weder die Kaninchen noch mein seinerzeit naives Ich brachten das Fest, den Block, das Beil und die Kaninchen in den richtigen Zusammenhang. Im Stall grunzten Hermann und Dorothea, ich aß von einem Stück Fleischwurst, das dünn, aber wirkungsvoll mit Düsseldorfer Löwensenf bestrichen war, und las in einem Taschenbuch mit dem Titel »Hallo ... hier Micky!«, in dem nur jede

zweite Doppelseite bunt gedruckt war, die anderen Seiten ihre sorgfältige Kolorierung mit Buntstiften erwarteten. Ich weiß noch, dass es dieses Taschenbuch war, die Nummer 2 der Reihe Lustiges Taschenbuch, als mir zum ersten Mal das komische Huhn auffiel. Das komische Huhn war größer als die anderen Hühner, und während die hühnerhaften Hühner gelegentlich herumrannten, sportlich mit den Flügeln schlugen und es auf einige Meter Flugstrecke brachten, schritt der komische Vogel nur einher. Ja, er schritt, tatsächlich, und nach einigen Schritten hielt er inne, schaute nach links, schaute nach rechts, ganz unbeeinträchtigt von dem flatterhaften Hühnervolk, reckte manchmal den Hals, blickte überhaupt ganz so, als sähe er in einem für uns unsichtbaren Königreich nach dem rechten. Dabei war unklar, wem das Tier eigentlich gehörte. Meine Tante bezog ihr Nutzvieh von einem Bauern in Gelsenkirchen, und, um die Wahrheit zu sagen, so fremdländische Vögel wie dieser wuchsen nicht einmal im entferntesten Schalke, Bulmke oder Ückendorf. Vieles sprach dafür, dass die Nachbarn, Ratajszczak mit Namen, den Vogel *irgendwie* eingeschleppt hatten. Dazu später mehr; zunächst muss ich etwas über die Ratajszczaks erzählen. Vater Ratajszczak war nicht im Krieg geblieben, sondern zurückgekommen, hatte aber seitdem seine Pfeife nicht mehr aus dem Mund genommen. Er paffte. Man roch ihn, bevor man ihn kommen sah. Er saß – als Bergmann im Ruhestand – auf einer Bank unter dem Fenster zum Wohnzimmer, paffte und patschte dem Kater auf den Kopf, der es sich auf seinem Schoß bequem gemacht hatte. Mutter Ratajszczak war unterdessen im Haus, im Flur, in der Waschküche zugange; eigentlich sah man sie nie. Vater und Mutter Ratajszczak hatten keine Kinder, von dem Kater einmal abgesehen, der Kaventsmann hieß, ein Norweger mit buschigem Schwanz und Halskrause, der wie der Teufel haarte, grau war, fett wie ein Ferkel, verschlagen und mit giftgrünen Augen ver-

drießlich in die Welt starrte. Hin und wieder, zumal wenn ein Huhn sportlich vorüberflatterte, ruckte sein Kopf hoch, die Ohren stellten sich auf, die Ohrmuscheln drehten sich in Gefechtsstellung und es war, als erwachten dämonische Zeiten im matschpflaumengroßen Gehirn des Untiers. »Gibt gleich Fresschen«, sagte Vater Rataj-szczak dann, tätschelte dem Kater den Kopf und drückte den massigen Schädel wieder auf seinen Schoß.

Ich saß auf Abstand, warf Kaventsmann hin und wieder einen misstrauischen Blick zu und las; die Lustigen Taschenbücher waren mittlerweile bei Band 5 angekommen, »Onkel Dagobert bleibt Sieger«. Das Titelbild präsentiert den Finanzmogul und Fantastillardär, wie er etwas ratlos auf eine Schatztruhe schaut, darin ein Tintenfisch haust und seine Ruhe haben möchte vor kapitalistischen Umtrieben. Ich saß, las und aß Schinkenröllchen, die Tante Hilde nach einem Geheimrezept zubereitete. Das Geheimrezept ging so: Man nahm eine dünn geschnittene Scheibe Holsteiner Schinken, bestrich sie hauchzart mit Düsseldorfer Löwensenf, und rollte sie auf.

Bekanntlich zeigt sich der gute Koch nicht im aufwändigen, sondern im einfachen Gericht. Acht Stunden braisiertes Wagyu-Rind in Aglianico-Sauce mit Tapenade, Selleriecreme und Hastunichtgesehen kann jeder. Aber Bratkartoffeln, Armer Ritter oder Schinkenröllchen bedürfen der Meisterhand, und Schinkenröllchen beherrschte Tante Hilde wie keine zweite.

Zurück zu Kaventsmann. Wenn Vater Ratajszczak seinen Platz auf der Gartenbank eingenommen hatte, lag sie platt auf seinem Schoß, maunzte, ein katzbuckelnder Ohrenbläser, Speichellecker, schamloser Sykophant. Wenn Vater Ratajszczak Mutter Ratajszczaks Ruf zum Essenfassen nachgekommen und ins Haus gegangen war, stolzierte das Vieh im Hof herum wie weiland Sonnenkönig Ludwig in Versailles auf der Jagd nach knackigen Mätressen. Mag sein, dass meine Lektüre der Donald-Duck- und Micky-

Maus-Geschichten mich für die Friedtiere eingenommen hatte, für Enten und Mäuse, Hühner und Gänse und gegen Raubtiere wie Kater Karlo oder Kaventsmann.

Eines Tages – es muss so um Lustiges Taschenbuch Nummer 7 gewesen sein, »Donald in 1000 Nöten« – drang das Aroma von Vater Ratajszczaks Pfeife in den Hof, gefolgt von Vater Ratajszczak selbst, der nach Kaventsmann Ausschau hielt, ihn nicht fand und kurzerhand sich zu mir setzte. »Was liest du denn da?«

Ich klappte das Buch kurz zu, den Daumen zwischen den Seiten, und zeigte ihm das Cover: Onkel Dagobert feuert mit einer Donnerbüchse eine Ladung Schrot auf seinen Neffen – eine Ente auf Entenjagd. In den USA ist der private Waffenbesitz eben ein hohes Gut.

»So«, sagte Vater Ratajszczak. Ich schlug das Buch wieder auf und wollte weiterlesen. Da schritt der komische Vogel an uns vorüber. »Kuck, der Dodo«, sagte Vater Ratajszczak.

»Ein drolliger Vogel«, sagte ich.

Vater Ratajszczak sog und paffte.

»Wem gehört der eigentlich?«, fragte ich.

»Irgendwie gehört der uns«, sagte Vater Ratajszczak. Dann erzählte er mir seine Geschichte:

Ratajszczaks waren über die Frau mit einer Familie Schwidurski verwandt, deren Mitglieder die Neigung hatten, sich in alle Welt zu zerstreuen. Man wanderte aus nach Nord- und Südamerika, betrieb eine Ananas-Farm auf Hawaii oder grub in Australien sachkundig nach Kohle. Gustav fuhr zur See, der einzige Sohn von Mutter Ratajszczaks älterer Schwester Heidrun. Zur See, nach Hongkong und Kalkutta, nach Mauritius und zur Hudson Bay. Vor Jahren war Heidrun verstorben. Gustav verpasste die Beerdigung. Erst Monate später tauchte er auf, bekleidet mit einem geliehenen, viel zu kleinen Anzug, Matrosenmütze und Seesack. Er hatte einige Präsente dabei: feinsten, nach Erde und Kakao duftenden Pfeifen-

tabak aus Nicaragua für seinen Onkel, einen Schal aus Alpakawolle für die Tante, den er in der Hafenstadt Antofagasta erworben hatte, und ein weißes Ei von Birnengröße, von einem englischen Matrosen gekauft in Liverpool, seiner letzten Station vor Bremerhaven, woher er mit der Eisenbahn gekommen war. Da Kaventsmann sich weigerte, das Ei auszubrüten, wurde es bei Tante Hildes Hühnervolk in Pflege gegeben, und siehe, dem Ei entschlüpfte ein zunächst plumpes, aber fröhliches Wesen, das auf stämmigen Beinen durch den Garten wandelte, fleißig die vom Apfel- oder Birnenbaum gefallen Früchte fraß, sie gegebenenfalls mit seinem scharf gekrümmten Schnabel zerkleinerte und die Pflegemutter, was Größe und Gewicht betraf, bald hinter sich gelassen hatte. Gerne hielt sich das Tier am Gartenteich auf, schlürfte daraus vor sich hin, war friedfertig, ging mit den Hühnern schlafen und stand mit den Hühnern auf, und manchmal, eher am frühen Morgen und späten Abend, also zu Tageszeiten, in denen ich noch nicht oder nicht mehr bei Tante Hilde im Garten saß, ließ er ein Rufen ertönen, das weniger nach Vogel denn nach dem Lachen eines kleinen Kindes klang, so menschlich, man erschrak geradezu. Gustav hatte nur knappe Andeutungen gemacht, wer das Ei und wo sie es gelegt hatte; Mauritius sollte damit zu tun haben, genauer eine kleines, vorgelagertes Inselchen namens Gunner's Coin. Aber was wusste man schon: erworben hatte Gustav das Ei, wie gesagt, im Hafen von Liverpool, und aus Liverpool stammten die Beatles, und zu diesen langhaarigen Rowdys wie zur Glaubwürdigkeit der Tommies überhaupt musste man ja wohl weiter nichts sagen. Ich mochte den Dodo. Dass er damals lange schon als ausgestorben galt, wusste ich nicht. Eines Abends blieb ich unter dem Vorwand, noch die letzte Geschichte aus dem aktuellen Lustigen Taschenbuch zu Ende lesen zu müssen, etwas länger, und da hörte ich sein Rufen: gar nicht kläglich, einem Lachen ähnlich, in das ein Kind mitten im

Weinen verfällt, weil es nicht mehr weiß, ob es lachen oder weinen soll, und also beides tut.

Ostern rückte näher. Das Beilchen im Klotz blitzte fröhlich in der Sonne; die Kaninchen mümmelten und wussten von nichts. Ich saß im Garten und bemerkte, dass der Dodo hinkte, überhaupt etwas zerzaust aussah, aber nicht unzufrieden. Weswegen? Tante Hilde murmelte etwas von einer Meinungsverschiedenheit zwischen dem Schreitvogel und Nachbars Kaventsmann. Das Katzenuntier war nicht zu sehen; es war, wie Vater Ratajszczak andeutete, ein wenig leidend. Geld für Tierärzte hatte man damals nicht. Man sparte, wo man konnte, man hielt das Geld zusammen für ein Haus bei Oelde.

Ich weiß noch, wie das Tier würdevoll dahinhumpelte, am Teich vorbei und unter den Apfel- und Birnenbäumen immer weiter Richtung Wildnis, wie ins Ungefähre.

Zu Ostern trafen wir uns wie immer bei Tante Hilde. Das Kaninchen, das auf den Tisch kam, war von gewaltiger Dimension und hatte einen leichten Nachgeschmack von Huhn, den die Senf-Sahne-Sauce gar nicht übertünchen wollte. Ich aß mit Bedacht. Den Dodo habe ich nie wiedergesehen.

Generationen werden kommen und gehen, aber wie viele Generationen auch kommen und gehen werden, sie werden abzählbar sein, endlich. Also wird eine letzte Generation sein, und in dieser letzten Generation ein letzter Mensch. Wo wird dieser letzte seiner Art seine letzten Schritte tun? Auf der Erde? Auf einem anderen Himmelskörper? Ich weiß es nicht. Aber ich hoffe, er wird sie mit so viel Würde gehen wie der Schreitvogel in Tante Hildes Garten.

Kennedy im Ruhrgebiet

»Leer steht der Acker, leer der Topf.
Ein Huhn fällt auf den Hinterkopf.
Auch alle Gästezimmer: leer.
Der wilde Franz kommt nimmermehr.

Im Stall die Melkmaschinen schweigen.
Der Knecht will noch ein Largo geigen.
Der Bauer aber hackt im Wald.
Bald wird es kalt.«

So oder so ähnlich lauteten die Gedichte, die es in den Deutschbüchern der 1960er und frühen 1970er zu lesen gab. Die Lesebücher hießen »Die neue Silberfracht« und befrachteten die Lerngruppen mit silbernen Gedichten über die Freuden eines Lebens als Ackermann, die Patrouillen des Försters im Silberdistelwald auf Pfaden bedeckt mit entzücktem Staub, über den unumkehrbaren Gang der Jahreszeiten. Eine Lebenswelt, die uns exotischer erschien als die Rückseite des Mondes und seine Vorderseite sowieso, die immerhin von den Sonden und Astronauten der NASA im Auge behalten und kartographiert wurden, so dass uns bald das Mare Crisium, das Meer der Heiterkeit oder das der Dünste um einiges vertrauter war als Scholle und Krume im Münsterländisch-Miegel-Loerkeskem.

So rollten die Jahre dahin, glatt und handschmeichlerisch wie Eierkohlen.

Es muss so anno 1973 gewesen sein – Indianer hatten soeben Wounded Knee besetzt, der griechische Zerstörer »Velos« war während eines NATO-Manövers im östlichen Mittelmeer aus dem Flottenverband ausgeschert und hatte den römischen Hafen Fiumicino angelaufen, wo der Kapitän mit seiner 29-köpfigen Mannschaft um Asyl vor dem Militärregime bat; den Thermomix gab es noch

nicht –, da erhielt die Redaktion der Schülerzeitung »Die Rühmannen« vom Heinz-Rühmann-Jungengymnasium in Eickel die Nachricht, dass für die kommenden Wochen ein Besuch von Arabella Kennedy im Ruhrgebiet angekündigt sei, und unsere Zeitung gehöre zu den ausgelosten Presseorganen, die einen Korrespondenten zur journalistischen Begleitung der Visite delegieren durften. Ich betreute damals das Ressort »Protz & Prominenz zwischen Wanne & Eickel« und hatte naturgemäß wenig zu berichten, mal ein Interview mit unserem neu gekürten pfiffigen Direktor Sturenbrock, der, den Schulleiterposten zu ergattern, seine CDU verlassen, zur SPD übergelaufen und nach Empfang der Ernennungsurkunde das rote Parteibuch zurückgeschickt hatte und in den christdemokratischen Schoß zurückgekröchen war. Mein Interview war kurz und knackig.

Meine Klassenkameraden lobten es: Da waren Rudi Cerne, der gerne und viel auf Eis lief, Christian Eichler, der später zu einem der führenden Billardjournalisten deutscher Zunge aufsteigen und sich an der Ostsee zur Ruhe setzen sollte, und natürlich Michael Martin Luther, der ein gutes Herz hatte, dicke Brillengläser und den unerfüllbaren Wunsch, Opernsänger zu werden. Ich jedenfalls ging in die Stadtbücherei, ein erfrischend sachliches Gebäude mit viel Glas zwischen dem Ensemble von Post und Rathaus im wilhelminischen Zuckerbäckerstil, und nahm mir das Munzinger-Archiv vor, Ordner K - L: Kennedy.

Ich las in den losen Blättern von Attentaten und Totgeburt, von Flugzeugabstürzen und Autounfällen. Meine Güte, dachte ich. Wenn es in diesem Kosmos einen Bottich gab randvoll gefüllt mit Menschenunglück: den Kennedys war großherzig daraus zugeteilt worden. Oder sie hatten reichlich geschöpft.

Wie auch immer: Arabella Kennedy tauchte zu verabreiteter Zeit auf einem knallquietschtomatenfeuerwehrroten

Kreidler Florett-Moped auf. Die Schar der Pressefritzen war überschaubar, aber enthusiastisch; man radebrechte Schulenglisch; Arabella war hübsch, schwächling, trug einen knallquietschtomatenfeuerwehrroten Lackmantel und kniehohe Stiefel aus – na was? Richtig: Lack!

Es gab die üblichen Fragen und darauf lustige Antworten, weil unserem Englisch nicht unbedingt zu entnehmen war, was wir eigentlich wissen wollten; die junge Kennedy improvisierte; wir verstanden wenig, lachten viel. Transkripte dieser Fragerunde ruhen heute im Stadtarchiv Herne, Willi-Pohlmann-Platz 1 (die Öffnungszeiten sind – ich sage mal: eigenwillig; Einzelheiten entnimmt man bitte der Homepage). Weswegen (Archiv) ich hier nichts zitieren muss.

Es sollte so gegen 17:00 Uhr gewesen sein, young Kennedys Begleiter, Bodyguards, warfen immer drängendere Blicke auf ihre Armbanduhren, die (wie wir »Kobra, übernehmen Sie!«-geschult dachten) mindestens mit Laserstrahlen, vielleicht mit mit Curaregift bestrichenen Miniaturpfeilen ausgerüsteten waren, da – Stichwort »drängend« – drängte es die junge Dame zur Toilette, mich, der Zufall wollte es, auch. Aber sieh an: Es drängte sie nicht wirklich die Stimme der Natur, sondern, wie sie mir zuhaunte, die Frage, wie das Ruhrgebiet wirklich sei, also abseits dieser zellophanverpackten Version, die die hiesige Magistratur und das Rudel ihrer Leibwächter sie sehen lassen wollte, dieses Gänseblümchenruhrgebiet mit Konditoreien á la Café Urbach, in dem Privatiers und Sahnedamen in drei Reihen um Ananastörtchen anstanden, eine legendenumwobene, von Schokoladenguss ummantelte und mit einer kandierten Kirsche gekrönte Spezialität. Wir nahmen (hatte ich erwähnt, dass wir gerade den vorzüglichen Wanne-Eickeler Hauptbahnhof besichtigten mit dem kolossalen und unverrückbaren Bunker, der, nachdem mancher Weltkrieg überstanden, heute einem fetten Volk Tauben Unterschlupf bot, und zwar den

Bahnhofsvorplatz vollkackenden und alle Welt terrorisierenden »Friedenstauben«, wie sich der Presseknilch vom Presseamt der Stadt nicht entblödete, dem amerikanischen Gast gegenüber zu behaupten?) – nahmen also den Hinterausgang über den Güterbahnhof. Das wirkliche Ruhrgebiet? Gerne! Aber: Wo ist es? Was ist es? Ich sagte: »Okay, you guys. Gehen wir auf Trallafitti!«

An den Bahnhof grenzt ein spärlicher Park, durch den wir Richtung Stadtmitte entschlüpfen. Ich führte Miss Arabella zunächst in die Mozartstraße, vor Ewigkeiten die mondänste Passage der Stadt, von einem Kristallglasdach überwölbt wie der Erdkreis auf mittelalterlichen Wiegedrucken vom Himmelsgewölbe (die NASA gab es damals ja noch weniger als den Thermomix), dann kam der Krieg, Bombenangriffe der RAF oder der US Airforce und adieu, Glasgewölbe! Immer noch aber beherbergte die Mozartstraße hübsche Geschäfte: Klapheckes Orthopädische Schuhmacherei, zum Beispiel, wo Klump- und Plattfüße geheilt wurden, oder einen Laden für Zauberei- und Knalleffekte, in dem man Tricks kaufen konnte, Stinkbomben und Zisselmännchen, Masken, Second Hand-Heftromane, Zeugs.

Hier und da, zwischen Zigarettenskippen in den Fugen zwischen den Steinplatten oder unterm Löwenzahn und Wegerich lagen noch immer Scherben des Glasdachs, von den Gezeiten der Zeit, Regen, Hagel rundgeschliffen wie jene Perlen, um die man Indianern Fruchtländ und Prärie abgehandelt hatte, den Afrikanern Trommeln, Sklaven, ganze Kolonialreiche. Die junge Kennedy hob eine dieser Glasrelikte auf. Ob Americans this crystal roof destroyed hätten, really?

Well, sagte ich. Perhaps auch nicht. Perhaps waren es die Russen. Nachthexen.

Sie nickte. Of course, sagte sie zufrieden.

Könnte ja sein, dachte ich.

Und ob Mozart really has been here, and when?

Probably, sagte ich. Once. Inkognito.

Sie lachte. Incognito? Funny guy, this Mozart guy.

Extremly funny, pflichtete ich ihr bei.

Gerne hätte ich ihr noch mehr erzählt: von Mozart; von unserem Musik- und Mathelehrer Lutzinger, einem Genie, der in den früheren Morgenstunden sich oft mit beiden Händen am Kartenständer festhalten musste und, alkohohlbeflaggt, diese Stange allmählich hinab rutschte, »f von x« murmelte, worauf ihm die Lider zufielen und er sich in mathematische Träume versenkte; von Onkel Fritz und Onkel Franz, Fritz, der, nach seinem frühen Abschied von Untertage, unermüdlich hustend Zimmer um Zimmer tapezierte, bei sich, bei Freunden, Verwandten, Tag für Tag, reihum, alle Bahnen schief, hustend, aber immer gut drauf; Franz, die Ruhe selbst, der sich nur einmal erschrak: als er, das Fernsehgerät nach Sendebeginn eingeschaltet habend, den schneidigen Ton von Oberst Villa vom Galaktischen Sicherheitsdienst vernahm, vermeinte, das Reichssicherheitshauptamt wäre wieder am Start, Franz, der die Raumpatrouille Orion deshalb für ein Dokumentarspiel hielt, das Herz bis zum Hals schlagend.

Wie findest du das Ruhrgebiet – bis jetzt?, fragte ich Miss Kennedy.

Putzig. So viele kleine Geschäfte, so viele Kleinwagen, so viele eilige Leute, aber bei aller amtlichen Eile stehen sie an der Ampel stramm, wie das rote Männchen darin strammsteht.

Wohin jetzt? Wir hatten einen Woolworth, dort gab es Haribo-Gummibärchen nicht in Tüten, sondern in transparenten Hartplastikformen, die einem viermotorigen Liberator-Bomber nachempfunden waren oder einem Patrol Torpedo-Boot, wie man es auch im Revell Modellbaukatalog fand (Produktnummer Nr. 05147); wir hatten ein Melitta-Kaffeegeschäft, das die Hauptstraße im Umkreis freihaus mit dem Duft frisch gemahlener Bohnen

flutete; wir hatten den Spiel- und Haushaltswarenladen Schiller voller Töpfe, Pfannen, Faller- und Revellbausätze. Oh, toys, sagte sie. Wer wissen will, ob ein Land Zukunft hat, zähle seine Spielwarenläden!

Also dahin?

Habt ihr Gottesacker?

Friedhöfe? Sicher hatten wird die.

Zukunft, sagte sie, ist schön. Haben Steine eine Zukunft? Eisen? Ich weiß nicht. Perhaps. Man sieht die Zukunft wie durch Papierfenster. Friedhöfe aber sind wie Anker, auf dem tiefsten Grund.

Ich nickte.

Sie sagte: Am Anker hängt, sonst wäre er witzlos, eine Kette. Die ist mal länger, mal kürzer.

Es gab, ganz in der Nähe meiner Schule, einen kleinen, wie ein Tortenstück geschnittenen Friedhof, umgeben von hohen Mauern. Kein Tor, alles zugemauert, wie abschließend. Wir kannten ihn, weil wir einmal darüber eingestiegen waren, dunkles Grün, Grabsteine, schief, als hätte die Erde Wellen geschlagen, Bemerkungen in einer uns unlesbaren Schrift, eckig, vermoost, ab und an ein Kiesel auf einem der Steine. Warum man sie dort hinglegt hat? Nun, warum hätte man nicht? Kompakte Stille. Hier (ich hatte ihr eine Räuberleiter gemacht und war ihr dann hinterhergeklettert) stellte ich endlich die Frage, die mir seit meiner Recherche im Munzinger-Archiv auf der Zunge gelegen, auch wenn ich noch so oft versucht hatte, sie herunterzuschlucken:

Miss Arabella, stimmt es eigentlich, dass du tot geboren worden bist? So steht es in den Akten.

Ja, sagte sie. Das war Pech.

Ja, sagte ich.

Sie sagte: Aber ich habe gehört: hier macht das nichts. Im Ruhrgebiet sind alle willkommen, die Lebenden wie die Toten.

Ich nickte.

Ist das nicht auch ein großes Kompliment?, fragte sie.

Das größte.

Ganz Gentleman, fragte ich: ob man sie nicht längst vermissen würde, und suchen? Das verlassene Kreidler Florett.

Sie strich nachdenklich über den blutstropfenroten Lack ihres Mantels. Sie sagte: Wenn man so dasitzt, eingemauert, fragt man sich: Was kommt hinter den Mauern?

Ich sagte: das Heinz-Rühmann-Jungengymnasium – meine Schule. Eine freie Tankstelle. Im Eckhaus eine wirklich gute Pommesbude. Eine der besten der Stadt. Familienbetrieb. Der Vater gießt die Sauce über die Wurst und nimmt sich Zeit dafür. Der Sohn, noch Schüler, tut schon mit, schüttet die Ackergold-Fritten ins Fett, hebt den Frittierkorb mit Pommes aus dem Öl und schwenkt ihn. Die Tochter tütet duftende Grillhähnchen ein mit Knusperhaut. Die Mutter packt die gefüllten Schalen in Papier, stellt das Verpackte aufeinander, schlägt alles noch einmal ein, und das ganze Paket liegt warm in der Hand wie ein Igel, dampft und schwitzt. In drei Reihen harren die Kunden. Nicht *die* beste Bude, perhaps, aber eine der besten without any doubt. Really gut.

Gut ist gut genug, sagte sie und stand auf: Bald wird es kalt. Gehen wir wieder auf Trallafitti. Haben die da drüben auch Mayo?

Ich sagte: Und wie!

Ein Kind, um die Lichtmauer niederzureißen

Es regnete in Washington. Das Wasser plätscherte, wie der Wind es trieb an das große Fenster, das auf die Stadt hinaus ging. Während sein Kabinett tagte, spürte der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika plötzlich eine eigenartige Enge am Tisch. Man rückte, räusperte sich,

zog die Ellenbogen an. Dann blickten die ersten Kabinettsmitglieder auf, auch der Präsident selbst. Links neben sich fand er einen Mann mit zurückgekämmten grauen Haaren, der eine Arbeitskluft trug, blassblau und den Tankwart-Monturen früherer Jahre nicht unähnlich. Auf der linken Brust, dort, wohin man weist, wenn man die Hand auf's Herz legen will, befand sich ein kreisrundes Emblem. Es zeigte ein gelbes Raubtierauge, und wenn man ein wenig schaute, wischte gelegentlich ein bläuliches Lid seitwärts darüber. Der Mann hatte die Hände gefaltet auf den Tisch gelegt, die erhobenen Daumen tippten hin und wieder aneinander, ohne dass es nach Ungeduld aussah.

Derselbe Mann saß auch rechts neben dem Präsidenten, und er saß überdies zwischen sämtlichen Mitgliedern der versammelten US-Regierung.

Weil der Präsident den Nachbarn zur Linken zuerst entdeckt hatte, blieb er bei diesem und sprach ihn an:

»Entschuldigen Sie, Sir, aber wir befinden uns hier in einer Kabinettsitzung, die nicht öffentlich ist.«

»Ich weiß, ich weiß«, antwortete der Fremde in klarem Amerikanisch, das allerdings einen Verdacht ferner, exotischer Länder bei sich trug. Laut sprach er nicht, aber da er mit allen seinen um den Tisch verteilten Mündern im Chor sprach, klang, was er sagte, schon ziemlich nachdrücklich. Dann öffnete er die Hände (alle Hände) entschuldigend und sagte:

»Es tut mir Leid, wenn ich Sie störe, und lange will ich Sie auch nicht von ihren Staatsgeschäften fernhalten, allein, ich habe Ihnen etwas auszurichten. Ich bin ein Engel.«

Die Regentropfen tropften gegen das Glas.

»Ein Engel – Gottes?«, erkundigte sich der Präsident.

Der Mann in Blassblau lachte fröhlich: »Ja, jemand anders als Gott könnte sich uns gar nicht leisten!«

Einer der Minister, dessen Namen dem Präsidenten just entfallen war, fragte listig:

»Hatten Sie einen weiten Weg, Sir?«

Der Fremde beschrieb mit dem Zeigefinger der rechten Hand einige Kreise in der Luft und antwortete: »Relativ weit. Ich habe einen kleinen Umweg gemacht. Wenn Sie aber darauf hinaus wollen zu erfahren, wie weit entfernt der Himmel von der schönen Hauptstadt Ihres Landes ist – tja, das vermag ich in Meilen nicht gut auszudrücken. Bitte um Nachsicht.«

»Wie dürfen wir Sie anreden?«, fragte Haus- und Bauminister Alphonso, dessen Nachnamen dem Präsidenten ebenfalls entfallen war.

»Ich heiße Barachiel. Sie können mich jedoch El nennen«, bot der Engel an.

Der Präsident nickte: »Fein, El. Das ist nett. Und – wie lautet Ihre Botschaft?«

»Oh ja, die Botschaft.« Der Engel räusperte sich. »Mögen Sie vielleicht einen Kaffee?«, bot Condoleezza Rice an, die zur Stunde, in der diese Geschichte spielt, Außenministerin der Vereinigten Staaten war.

»Wenn Sie nicht petzen, probiere ich lieber eine Pepsi Cola.«

»Wir haben im Weißen Haus nur Coca Cola.«

»Ist es wahr? Dann komme ich doch auf den Kaffee zurück.«

Der Präsident war nicht ganz glücklich mit der Wendung, die das Gespräch genommen hatte, und räusperte sich seinerseits.

Der Engel nippte vom Kaffee, stellte Tasse und Untertasse auf den Tisch zurück und strich sich über das graue Haar.

»Also, die Botschaft: Wie wir seit einigen Jahrzehnten beobachten, läuft hienieden einiges aus dem Ruder, gelinde gesagt. Ich denke, ich muss Ihre Probleme nicht auflisten – Umweltverschmutzung, Abbau der Ressourcen, Drogen, Überbevölkerung entweder durch ein Zuviel an Geburten oder durch Übergewicht, der Niedergang von General

Motors, Klimakatastrophe und dergleichen – Sie arbeiten ja daran.

Es ist ja nicht so, dass wir keinerlei Vertrauen in Ihre Politik hätten, so ist das nicht, wir haben sogar einen ganzen Hafersack voll Vertrauen, dennoch: Die Dinge liegen kompliziert, komplizierter sogar, als es Ihnen im Augenblick scheint, und insgesamt ist, wenn Sie mir diesen rustikalen Ausdruck gestatten, die Kacke am Dampfen.

Deswegen wurde an höchster Stelle entschieden, Ihnen ein wenig unter die Arme zu greifen.

Wir schicken Ihnen ein Kind.«

Ann, die Ministerin für Landwirtschaft und anderen Kokolores, der dem Präsidenten gerade entfallen waren, mischte sich ein:

»El, das ist sehr nett, nur – an Kindern haben wir kaum Mangel. Sie nannten ja schon die globale Überbevölkerung, und auch bei uns ist die Anzahl der Schwangerschaften minderjähriger Mütter seit Jahren auf dem Vormarsch – warten Sie, wo hatte ich doch gleich die aktuellen Zahlen ...« Sie kramte in ihren Papieren.

Der Engel wartete höflich ein paar Augenblicke, dann fuhr er fort:

»Es ist dies ein besonderes Kind. Es hat in seinem Stirnlappen, also im Gehirn, eine winzige Anomalie, eine kuriose, andersartige Zellenarchitektur, einen ulkigen biologischen Bordrechner sozusagen, der es in den Stand versetzt, gewisse Kalkulationen durchzuführen, die dem Großhirn Ihrer Art sonst nicht ohne Weiteres begreiflich sind.«

»Ein Mutant«, tippte der Minister für innere Sicherheit und klopfte beunruhigt mit dem Bleistift auf den Kabinettstisch: »Wozu brauchen wir einen Mutanten?«

»Sehen Sie, die Lage ist – Hand auf's Herz – doch die«, erklärte der Engel: »Ihr Heimatplanet ist so gut wie hin; Sie machen es noch sechzig, siebenzig Jahre, und dann – naja. Ihre einzige Chance ist es, auszuwandern. Und zwar auf neue Welten, und zwar zu Milliarden. Nun haben Sie

bislang nicht einmal eine poplige Rakete gebaut, um Menschen auf den Mars zu schicken. Und selbst, wenn die Menschheit dort ihre Zelte aufschlüge: Wie viele Dutzend Mann und Maus vermöchten Sie dorthin auszuwandern?

Und glauben Sie mir: Verglichen mit dem, was in den Sonnensystemen Ihrer Nachbarschaft um die Zentralgestirne kreist, ist der Mars noch ein kuscheliges, lebensfrohes Plätzchen.

Mit wirklich brillanten Planeten, wie es die Erde war, sieht es eher mau aus. Für Ihre Technologie liegen sie jedenfalls außer Reichweite.

Doch es gibt sie: wunderbare, jungfräuliche Weltkugeln unter segensreichen Sonnen.«

»Planeten, auf denen Milch und Honig fließt«, soufflierte die Außenministerin.

»Das haben Sie sehr schön gesagt«, Barachiel lächelte. »Ja, es gibt sie. Allein, man müsste überlichtschnelle Raumschiffe betreiben, um sie zu besiedeln.«

»Überlichtschnelle Raumfahrt ist nicht möglich, El«, belehrte ihn Frau Rice. »Unsere Wissenschaftler haben es wieder und wieder berechnet.«

»Oh ja, ist mir klar, und sie haben sich grundsätzlich auch keineswegs verrechnet. Sie haben nur – sagen wir so: eine Winzigkeit übersehen, einen unscheinbaren Nebencharakter der Zahlen, einen leichten, fast unsichtbaren Schimmer in der Gravitation, eine Geheimtür hinter der astrophysikalischen Tapete, ein winziges Schlupfloch aus dem bislang bewohnten Haus der Physik.«

»Und das Kind, das Sie uns bieten, kennt diese – metaphysische Geheimtür?«, fragte der Präsident nach.

»Nein«, sagte der Engel fröhlich und nippte am Kaffee,

»denn was schert ein Kind die Trans-Einsteinsche Physik?

Aber« – er stellte die Tasse ab und tippte sich an die Stirn –

»als Erwachsener, als Erwachsener könnte er sie entdecken

– wenn man ihn denn erwachsen werden lässt. Wenn man

ihn ernährt. Die rechte Prise Jod zufüttert. Wenn man ihm die rechte Ausbildung verabreicht.«

»Es ist also ein Junge?«, fragte der listigste unter den Ministern.

»Wie? Ich weiß es nicht«, stellte der Engel fest. »Nein, weiß ich wirklich nicht. Kann auch ein Mädchen sein. Oder etwas dazwischen. Ich habe mich noch nicht darum gekümmert.«

»Ja, dann her mit dem Kind!«, rief ein anderer Minister. Der Engel machte ein bedrücktes Gesicht und sprach: »Der Kaffee hat so etwas Treibendes. Entschuldigen Sie, könnte ich mal zum Klo?«

Der Präsident wies mit dem Finger, die Vielzahl Barachiels erhob sich synchron und begann auf dem Weg nach draußen zu einem einzigen Engel zu verschmelzen.

Ken Gollope studierte zwar schon im dritten Semester Maschinenbau, hatte sich aber einen Rückweg in seine Kindheit offengehalten. Er sammelte Corgi Automodelle. Am letzten Dienstag hatte er sogar eine Verabredung mit Lee sausen lassen, um in Ventnor einen gewissen Mr Perryman zu treffen, der in der lokalen Zeitung sage und schreibe drei extrem seltene Modelle angeboten hatte: Die Nr. 811, bekanntlich der Moonbuggy aus James Bonds Diamonds Are Forever, das Yellow Submarine mit einem Satz drehbarer Periskope, und die sehr seltene Nr. 497: den Thrushbuster aus The Man From Uncle – Letzteres zwar in der Packung, allerdings mit neuem Zellophan. Wenn schon.

Was das Sensationelle an dem Angebot war, war, dass er nicht die üblichen 300 bis – im Falle des Thrushbusters – 700 Pfund verlangte, sondern die Fahrzeuge tauschen wollte, und zwar alle drei im Pack gegen eine Nummer 6521, den Chipperfield Circus. Und den wiederum besaß Ken, komplett mit Elefantenkäfig, Menagerie- und Kranwagen.

»Träum nicht«, zischte ihm Megan zu und reichte den Zettel mit der Bestellung über die Theke. In den Semesterferien arbeitete Ken, von der Uni Exeter zurück auf der Insel Wight, in einer Little Chef-Filiale zwischen Sandown und Newport, grillte plattgedrückte Geflügelkadaver und richtete die berühmten, mitleiderregenden Little Chef-Salate an. Megan, die Kellnerin, hatte sich schon wieder umgedreht und auf den Weg gemacht, und er schaute nachdenklich auf ihren Hintern, der schon im textilen Rahmen beeindruckte, unbekleidet eine Offenbarung sein musste.

Wenn bloß ihr Gesicht nicht wäre.

So gewendet, sah man ihr Gesicht ja nicht und konnte ein anderes dazuträumen.

Im Hintergrund des Saales, nah bei der Toilette, begann ein großes Gekreis. Wieder ein zufriedener Kunde, dachte Ken, und versteckte sich in seiner Arbeit am Grill.

»Das war Klasse«, sagte der Engel, der nur noch ein einzelner war. »Verzeihen Sie, ich war in meinem ganzen Leben noch nie auf einer Toilette. Echt Klasse. Kann ich noch einen Kaffee?«

Der Präsident schenkte selbst nach.

»Und das Kind – wie kommen wir dran?«

»Tja, der göttliche Ratschluss lautet: Der Mensch erhält keinen Tritt in den Hintern, sondern nur ein Angebot. Das heißt: Wir fahren Ihnen das Kind nicht in einer goldenen Kutsche vor, sondern Sie müssen es selbst finden.«

»Wie?«

»Tja«, machte der Engel wieder und lächelte: »Ich darf Ihnen nur einen Tipp geben: Es ist entweder bereits geboren, und zwar innerhalb der letzten drei Jahre, von heute aus gerechnet, oder es wird in einem Zeitraum von drei Jahren geboren werden, wieder von heute aus gerechnet.«

»In sechs Jahren«, rechnete Ann vor, »werden hunderte von Millionen von Kindern geboren. Können Sie uns den

Geburtsort angeben? Oder ihn wenigstens geographisch eingrenzen?»

»Leider nein. Ich weiß ihn selbst nicht. Ich habe mich noch nicht darum gekümmert. Nein«, sagte Barachiel und richtete sich auf. »Sie müssen das wirklich selbst herausfinden: Es könnte in Afrika sein: Daffour. Marokko. Nigeria. Die Sahel-Zone. Es könnte in Mexiko sein, oder in Peru. In Tasmanien. Auf Ceylon. In Südtirol. In Katmandu.«

Condoleezza Rice lächelte: »Wahrscheinlich in irgendeinem besonders elenden Elendsviertel, altem Brauch gemäß. In einem Hühnerstall.«

»Nicht einmal das kann ich Ihnen garantieren. Es könnte auch in Dresden bei einem Küchenschreiner sein. In einem Chinarestaurant in Frankreich. Im Wald zur Welt kommen. In einem Flugzeug. Auf einem Kutter. Auf einem Floß.«

»Das heißt«, überlegte der Präsident laut, »wir müssten uns um alle diese Kinder kümmern, nicht wahr?«

»Tja«, kommentierte der Engel. Das bläuliche Lid wischte über das Raubtierauge, das den Präsidenten fixiert hatte.

»Warum sind Sie eigentlich zu uns gekommen, nach Amerika?«, fragte Frau Rice. »Oder erscheinen Sie zeitgleich in allen Kabinetten sämtlicher Nationalregierungen?«

»Nein, ich bin zu Ihnen gekommen, weil Ihre Nation technisch und logistisch am besten ausgerüstet ist. Sie sind so etwas wie das Wunderkind unter den Nationen. Die Hypermacht. Und Sie haben« – er beschrieb einige Kreise mit dem Zeigefinger – »mit Ihren AWACS und Satelliten und so weiter den besten Überblick. – Entschuldigen Sie«, sagte der Engel nach einer kurzen Pause, »der Kaffee hat mich irgendwie ermüdet.« Er gähnte, senkte seinen Kopf auf den Kabinettstisch, begann zu schnarchen und transparent zu werden.

Bald war er verschwunden.

Ken hatte zunächst gedacht, das Geschrei werde von einem kompletten Familienverband produziert, denn es war ein ungeheurer Lärm. Während er Megan die angerichteten Teller auf die Theke stellte, schaute er aufmerksamer hin. Nur einer aus der Horde schrie, ein Kind, das eine Brille mit dicken Gläsern trug und hinter jedem Ohr ein monströses Hörgerät. Die Hörgeräte und die Brillenbügel waren mit einem Gummiband zusammengehalten, rosa-rot, wie Ken es von großmütterlichen Marmeladengläsern kannte. Das Kind kreischte und kreiste mit beiden Armen wie mit Windmühlenflügeln. Der Vater flüsterte offenbar auf es ein, die Mutter aß weiter, jenseits aller Scham und aller Erschöpfung, und ordnete an: »Bring ihn raus.« Der Vater stand gehorsam auf, pflückte das tobende Kind von hinten vom Stuhl und trug es, an der Seite seines Körpers, zur Tür.

Ken konnte seinen Blick nicht abwenden.

Kurz bevor sie die Tür erreicht hatten, wischte ein Schatten über das Kind, und für einen Moment erschien sein Leib wie eine Comic-Figur mit dicken schwarzen Konturen. Das Kind erstarrte in diesem Umriss, hielt die Arme ausgestreckt, und verstummte. Der Vater blieb stehen.

Als der Engel aufwachte, war er mitten im Flug, ein wenig abgedriftet. Er nahm, wie er es gerne tat, einen kleinen Umweg, trieb mit kleinen, sparsamen Flügelschlägen durch das späte Mittelalter, in dem die Scheiterhaufen wehmütig leuchteten, ließ sich bis ins Kambrium sinken mit seiner vergeblichen Fauna, dann kehrte er mit zwei, drei kräftigeren Schlägen um in Richtung Zukunft. Aus gewissen temporalen Rückwärtsrechnungen erschloss er einen Aufenthaltsort des Kindes und, neugierig genug, näherte sich ihm, betrachtete es.

Wobei *betrachten* für das, was Engel in dieser Lage tun, vielleicht nicht ganz der richtige Ausdruck ist.

Später, da sah er noch einige Straßen aus Stahl, die in einem schwarzen Wind wie Bänder flatterten, sah Regenvolken im Faraday-Käseher graziöser Wolkenschlepper, Häuser, die wie Würfel über eine abschüssige Landschaft rollten; danach gönnte er der Zukunft der Menschheit keinen weiteren Blick. Er flog auf in den Weltenraum und sah Planeten, deren Eisenkerne von einem Mantel aus keramischen Silizium- und Titankarbiden und anschließend von einer kilometerdicken Schicht aus purem Diamant umhüllt wurden; Welten, die erst spät und nachträglich in die Lebenszone eingerückt waren, weil ihre Sonnen sich zu roten Riesen aufgebläht hatten. Er segelte an einem grauen Stern vorbei, der in der Jugend dieses Universums seinen Betrieb aufgenommen hatte und jetzt vor sich hin schmauchte. Unter dem Sternbild des Orion entfaltete er seine Flügel ganz – und wie er sie entfaltete: über die Milchstraße, über die gesamte lokale Gruppe hinaus. Seine Fittiche wischten über die Schwärme Schwarzer Löcher im Zentrum der Galaxien, er spürte die unwirkliche Brise dort, dann schlug er mächtig mit aller Kraft, nahm Geschwindigkeit auf, durchstieß die Membran des Zeitstroms und kehrte zurück in die Ewigkeit.

Der Tausch war nicht zustande gekommen, und Ken dachte schon, der Abend sei ganz im Arsch, als sein Handy vibrierte. Es war Lee, und sie verabredeten sich. Ken fischte sie bei Marks & Spencer in Newport auf, sie stieg links ein. »Was machen wir? Southampton?«, bot er ihr an.

Die Fähren zum Festland fuhren rund um die Uhr. Um diese Zeit des Jahres schlug das Wetter oft schnell um, wurde neblig, und Lee mochte den Nebel nicht, das Herantasten der Fähre an den Hafen, das Tuten der Nebelhörner.

»Fahren wir etwas rum«, schlug sie stattdessen vor und schaute links aus dem Fenster.

Stunden nach dem Ende der Kabinettsitzung stand der Präsident von seinem Schreibtisch auf. Er trat auf den Gang, es war spät und ganz still. Am Automaten wählte er eine Tasse Schokolade. Zurück in seinem ovalen Büro, stellte er den Plastikbecher mit der dampfenden Flüssigkeit auf ein Tablett, ging zur Wand und öffnete eine Geheimtür. An der Wand hing eine Stabtaschenlampe, der Präsident nahm sie aus ihrer Halterung und schaltete sie ein. Er stieg die Wendeltreppe hinunter und summte irgendeinen Schlager, wie er es immer tat auf diesem Gang. Die Kanten der steinernen Stufen waren noch erstaunlich scharf; im Licht der Lampe schimmerten die silbernen Spuren von Schnecken auf. Die Schlieren erinnerten den Präsidenten immer an ein Labyrinth; merkwürdigerweise hatte er noch nie eines der Tiere zu Gesicht bekommen. Unten angelangt klopfte er an die Tür aus Messing. »Ist offen«, antwortete Rice, und er trat ein. Rice saß am Klavier und spielte. Es war eine in jedem Ton ungemein leise, von Beginn an verklingende Melodie, ein Hauch, eine Musik, die fast schon nichts war. Dann endete das Stück, und Rice drehte sich auf ihrem Schemel um. »Schubert«, erkannte der Präsident. »Der Mann, der die Scheidewand zwischen dem Lied und der Kammermusik niederzureißen trachtete.« »Schumann hat seine Musik einmal eine zürnende Himmelserscheinung genannt. Schwer zu glauben, bei diesem Filigran.« »Schumann besaß eben einen prophetischen Sinn für Musik.« Der Präsident setzte sich auf Knien an das niedrige Tischchen mit der unregelmäßig geformten Platte aus Walnussholz und stellte den Becher darauf ab. »Danke«, sagte Rice. »Neu, der Tisch? Ein echter Nakashima, nicht wahr?«

»Neu nicht, dafür direkt aus New Hope. Schön, nicht wahr? Diese naturbelassene, asymmetrische Form des Holzes...«

»Ich meine: wäre es nicht menschlicher, jedem Stück Natur eine Form zu geben, noch den kleinsten Rest Natur auf diese Weise am Geist zu beteiligen, ja zu vergeistigen?«

»Muss der Geist tun, um zu sein? Genügt ihm nicht die Betrachtung?«

»Dann bliebe die Form leer.«

»Die Form ist leer, die Leere ist die Form«, zitierte Rice schmunzelnd ein buddhistisches Totengebet. »Sie sind nicht hier, um über Nakashima, Kunst, Geist und damit zusammenhängende Gegenstände zu meditieren, oder?«

»Nein«, gab der Präsident zu und stand auf. Er trat auf Condoleezza zu, die noch immer auf dem Schemel am Flügel saß, und ging vor ihr in die Hocke. »Condi, ich will Sie etwas fragen ...«

»Mich in meiner Eigenschaft als Außenministerin, oder als Freundin?«

»Als befreundete Außenministerin«, scherzte der Präsident: »Was sollen wir tun? Sollen wir uns auf die Suche nach diesem Kind begeben, das die Lichtmauer niederreißen könnte? Es wäre ein schöner, auch politisch überzeugender Erfolg. Nixon hatte China, Reagan den Abrüstungsvertrag mit der Sowjetunion. Wenn ich Amerika zu den Sternen führen könnte ... die Menschheit ...«

»Wie sollen wir das tun, das Kind suchen? Sollen wir unsere Satelliten einsetzen, unsere U-Boote, unsere Flugzeugträger? Unsere AWACS? Unsere Drohnen? Sollen wir unsere Verbündeten informieren, unsere Feinde, sie um Hilfe bitten? Und wie sollen wir unsere Bitte, die vielen ja ein Befehl ist, begründen? Sollen wir ihnen sagen: Uns ist auf unserer letzten Kabinettsitzung ein Engel erschienen, mit folgender Botschaft? Und selbst wenn wir uns aller Kinder dieser Erde annehmen: wie sollen wir sie schützen, und wovor? Vor jeder Krankheit, jedem Autounfall,

jedem Hausbrand, jedem verschluckten Lego-Teilchen, jedem Sturz vom Fahrrad? Und selbst wenn wir Erfolg hätten: Wie finden wir das richtige Kind heraus? Wer von uns mit den bescheideneren Gehirnen entwickelt diesen schier transzendentalen Test? Wer testet die Tester?» Der Präsident seufzte und stand auf. »Schlafen Sie gut, Condi«, wünschte er. Aber Frau Rice hatte schon wieder zu spielen begonnen.

»So ein Regen«, klagte Lee. Ken sagte: »Heute ist im Little Chef etwas Komisches passiert. Ein schreiendes Kind, der Vater wollte es nach draußen schleppen. Ein behindertes Kind, glaube ich, solche Oschis von Brillengläsern, solche Hörapparate! Da hat sich plötzlich ein Schemen über das Kind gelegt, und es wurde ganz still.«

»Ich habe ja immer gesagt, es spukt im Little Chef«, witzelte Lee.

Im ovalen Büro trat der Präsident ans Fenster und blickte auf das erleuchtete Washington. In den Straßen der Hauptstadt war es Nacht; in den Straßen tauschten die Menschen Telefonnummern, Küsse und Crack. Der Himmel war blass vom Niesel, aschgrau, ein leerer Spiegel. In Texas war es anders gewesen; die Nacht, rein und ohne Schuld, wusch die Sterne blank. Für einen Augenblick hatte der Präsident die Vision einer Flotte aluminiumfarbener Raumschiffe, die fröhlich in die Schwärze des Alls vorstießen. Pilgerväter der Sterne. Hieß es nicht bei Charles Fort, die Galaxis sei nichts als eine Ballung erstarrter Engel?

Dann dachte er: Was ist bloß los mit mir, dass ich immerfort die Namen liebenswerter Mitarbeiter vergesse, ihre Sachgebiete, alles? Er setzte sich an den Schreibtisch, stützte die Ellenbogen auf und faltete die Hände, dann legte er das Kinn auf und verharrte so bis zum Morgenrauen.

Das Kamel

In Essen, und zwar im Stadtteil Alten-Essen, gibt es den berühmten Kaiser-Wilhelm-Park, ein verwunschenes Stück Planet mit altem Baumbestand, angemessen gewundenen Pfaden, englischem Rasen und, denn was wäre ein Park ohne Wasser, einem Teich, den Kahnteich nämlich mit seiner Roseninsel und einer fleißig spritzenden Fontäne, einem Gewässer, an dessen Gestade Enten und Gänse verkehren und andere Wasservögel, die hier nach Herzenslust gründeln und nach dem Gegründel einen Verdauungsspaziergang auf der Wiese unternehmen, während ihnen fette Goldfische nach- und auf den Hintern glotzen.

Es war hier, und zwar an einem Dienstag, wie ich betonen möchte, dass mir eine denkwürdige Begegnung widerfuhr. Ich hatte mich auf eine der grünen Holzbänke gesetzt, die noch nach frisch aufgetragener Tünche duften und zum Verweilen einladen, unter das Blätterdach einer mächtigen alten Trauereiche, deren Äste teils ins Wasser hingen, teils aber einem Landmann, der das feuchte Nass scheut wie ich, auf festem Boden einen Vorhang bilden, hinter dem und in dessen Schatten man thermische Erfrischung findet, denn es war ein heißer Tag.

Aus der Ferne hörte man das Ploppen von Tennisbällen, Vogel- und Affengekreisch. Die Kaisereiche rauschte pflichtgemäß. Ulme und Ahorn befließigten sich der Photosynthese, dass es eine Freude war. Es roch nach frisch gemähtem Gras und dem Schwimmteppich aus Entengrütze.

Doch da kam – ja, was kam denn da? Kam also des Weges ein Kamel, und es mochte dessen Gang sein, das Trippeltrapp des Passes, der weniger wiegend und wüstenschiffartig war denn vielmehr gentlemanlike gemessen und man möchte fast sagen der eines Flaneurs, oder es mochte die

Art sein, wie es hierhin und dorthin blickte, wie durch ein Monokel nämlich.

Jedenfalls: ich schaute verwundert.

Kam, und kam tatsächlich auf die Eichengardine zu. Sein sandbraunes, nicht mehr junges Haupt teilte den Vorhang, hinter dem ich saß, ein S-förmig gebogener Hals folgte, an dem ein wohl geschnürter Lederbeutel baumelte; dann ein schlankes Paar Schultern und die Hufe der Vorderfüße. Endlich wurde es meiner gewahr, hielt inne und nickte mir gravitatisch nach Art der Höckertiere zu. »Pardon«, sprach es. »Ich will nicht zur Last fallen und habe Sie nicht bemerkt, Bruder Mensch. Anstandslos ziehe ich mich zurück.«

»Nicht doch«, wehrte ich ab. »Der Garten des Herrn ist groß und bietet Platz für alle.«

Das Kamel schaute mich mit prüfendem Blick an und nickte schließlich. »Mich dürstet«, sagte es. »Wollen Sie mich bitte vorderhand entschuldigen, Bruder Mensch. Ich werde ein wenig Wasser schlappen.« So trat es rückwärts an den Teich, neigte den Schädel und, eine Handvoll Teichhühner förmlich beiseite schnaufend, sanft, tunkte es seine Lippen ins nüchterne Nass und begann zu schlürfen.

Dann reckte es den Hals, rülpste, dezent wie ein Nonnenpups, und wandte sich wieder mir zu. »Ist es also gestattet?«

Ich, eine einladende Geste vollführend, nickte.

Umständlich nahm es Platz auf dem Grün neben der Bank, verschränkte die Vorderbeine, öffnete seinen Beutel und zog eine schöne, schöne Meerschaumpfeife heraus, die es alsbald voller Sorgfalt mit Tabak stopfte, um denselben mit einem glimmenden Kienspan, den es weiß der Himmel woher geklaut hatte, anzuzünden. Es paffte.

»Sie sind, Meister Kamel«, hob ich an, »wie ich vermute, eine wie man so sagt, optimierte Kreatur?«

»So ist das«, bestätigte das Kamel. »Ich verfüge über elastischere Stimmbänder, einen genetisch aufgehübschten Artikulationsapparat, zumal über nahezu kussfertige Lippen – wenn Sie einmal probieren möchten? Nur nicht so genant!«

Es stülpte seine Lippen zu einem Kussmund vor und bot ihn mir dar; ich lächelte: »Die Versuchung ist groß. Aber in meinem Alter hat man gelernt zu widerstehen.«

»Was Sie nicht sagen«, sagte das Kamel und steckte sich wieder die Pfeife ins Maul.

»Zu all dem Linguistischen beinhaltet ihr Hirnkasten eine vergrößerte Zirbeldrüse?«, erkundigte ich mich.

Das Kamel entließ ein Rauchwölkchen aus seinem Mund und schaute diesem versonnen nach. »Ja«, sagte es. »Ist doch die Epiphyse der Sitz der Seele, wie Meister Şahin und Meisterin Türeci im Jahre des Herrn 2044 bewiesen.«

»Heiliges Jahr«, murmelte ich die Formel.

»Heiliges Jahr«, entsprach das Kamel. Dann fuhr es fort: »Und wird deshalb von allen zirkumventrikulären Organen das gottgeistigste geheißen.«

»Und zwar völlig zu Recht«, stimmte ich zu. »Seid Ihr Christ, Meister Kamel?«

»Christ bin ich, und Christum liebe ich, fürwahr. Ich habe meine Zuflucht genommen beim erhabenen Buddha, mich zum Dharma und Sangha bekannt. Auch Allahs wackerem Propheten habe ich die Schahada gesprochen. Was aber nicht heißt, dass ich anderen Gottheiten keine Honneurs machte, so sie denn eintreten unter mein Dach. Ferner ...«

Meister Kamel zauderte für einen Moment. »Ferner glaube ich, wie nicht viele, an den safrangelben Manitou. Ihr habt von ihm gehört?«

»Gerüchte«, sagte ich. »Gelegentlich. Ich wohne in einem Tiny House hinter dem Park, es geht bergan, es stinkt nach Ziegen und Katzenpisse; leer gebecherte Energiedrink-Dosen scheppern herum gleich verirrtten Kobolden,

Wind fegt die losen Seiten von Anzeigenblättern umher, selten verirrt sich ein Missionar dorthin, nicht einmal die Mormonen halten Einkehr dort, und noch seltener die ernstesten Bibelforscher. Also erzählt: Was ist über diesen safrangelben Manitou bekannt?»

Das Kamel sog, nachdenklich, wie mich dünkte, an der Pfeife. »Dass er safrangelb ist, möchte ich meinen. Und dass die Schar derer, die ihm seinen Geboten folgen, Safranisten genannt werden und sich einen gelben Gottesfaden in die linke Braue geflochten haben.«

Ein Eichhörnchen flitzte vom Baum, richtete sich kurz und putzig auf, erblickte das Kamel, schlug ein weites, orthodoxes Kreuz und huschte von dannen.

Ich dachte zurück an die Zeit, als der Sitz der Seele noch im Geheimen gelegen, als ihr Gewicht noch nicht gewogen und es durchaus ungeklärt war, wie viele Engel auf einer Nadelspitze Platz hätten, und zwar genug, um darauf zu tanzen: Die quantenmechanischen Transzendoskope waren noch nicht gebaut, und jenes aufgeweckte Start-up, das später und dank dieser Seelenschaugeräte so wunderbar an der Frankfurter Börse wie an der Wallstreet reüssierte, führte noch am Rande der Lichterstadt Jena ein Mauerblümchendasein im Schatten des mächtigen Kombinate VEB Carl Zeiss und der Optronischen Werke, die sich um die optoelektronischen Sensoren für die vaterländische Raumfahrt verdient gemacht hatten.

Auch das Kamel schien, Lider und Nüstern geschlossen, nun tief in Gedanken versunken, auf Tauchgang in seiner orientalischen Vergangenheit. Als hätte es meine Gedanken erraten, schlug es die Augen auf: »Ich bin, müsst ihr wissen, nicht immer auf Gottsuche gewesen«, sprach es. »Lange Jahre diente ich einem Händler, der Singvögel aus Singapur unter die Leute brachte, handgefertigte Vogelbauer dazu und Trinknapfe aus feinstem japanischen Porzellan. Wohin wir gingen, das Getriller und Pfeifen kündete uns an, das Gezwitscher der Bülbüls und Brillen-

vögel, der Dajaldrossel und Sperbertauben, ein Schnack ohne Ende, ein fliegender Teppich aus Tönen.

Abends, wenn in den Karawansereien mein Herr die Bücher führte, lugte ich ihm über die Schultern, denn, um der Wahrheit die Ehre zu geben, so ornithologisch firm und marktkonform mein Meister auch war, eine algebraische Leuchte im Hofsaal des Herrn war er nicht, und vom Kopfrechnen verstand er so viel wie ein Kackknödelfrosch von der Quantenphysik. Eines Tages, als er wieder einmal das Runde ins Eckige rechnen wollte, kam mir die Zahl Pi! Es war eine Nacht farblos klar wie Kristall; der bestirnte Himmel drehte sich über uns wie ein unerbittliches Uhrwerk, da ging mir auf, dass die Sterne endlich sind wie das von ihnen gegossene Licht. Eines Tages, fern vielleicht, ja, sehr fern sogar, aber doch eines bestimmten Tages würde es unwiderruflich Nacht werden, alles Licht der Sterne ausgeschöpft, selbst die Schwarzen Löcher würden sich aushauchen ins Nichts und zuletzt die Eisenatome zerfallen. Die Zahl Pi aber, sie würde sich weiter und weiter in diese Finsternis bohren, sich unter den Hauch der Ereignishorizonte ducken, um ein immer Geringeres, ein Billionstel, Trillionstel, Quintillionstel nur, doch niemals aufhören. Ob sie, diese Zahl, so dachte ich damals, dort unten, im Aller kleinsten, Gott finden würde? Die Trittspur seiner Wanderung?

Schnöde erschien mir da mein Tagwerk plötzlich, die leichten, an meinen Höcker gebundenen Käfige mit einem Mal eine Last, das schwerelose Gezwitscher eine Irreführung.

Also sagte ich meinem Herrn Adieu, machte mich auf nach Mekka, Medina, Jerusalem, Rom, Moskau, Lourdes, Knock und Dietrichswalde, Potschajiw und Zeitoun. Ich habe Gotteshäuser besucht und Geisterstädte. Theologische Hochschulen und Teilchenbeschleuniger. Priesterseminare und Nanotechniker in blühenden Garagen. Ich habe mich ins Voynich-Manuskript versenkt, in die

Interpretation der koranischen Siglen und die Lektüre der mit Safranfäden gestickten Enzyklopädie der Welt.«

»Fandet ihr, was ihr gesucht, Meister Kamel?«

Es schwieg. Seine Pfeife war ausgegangen, es klopfte den veraschten Tabak heraus, stopfte den Kopf umständlich neu, hatte wieder einen glimmenden Span parat, paffte.

»Ob ich es fand, Bruder Mensch?« Es seufzte. »Wenn ich es wüsste.«

Kamele stehen, wie man weiß, im Ruf, mystische Tiere zu sein. Ihr erhabener Blick, den manche für hochmütig missverstehen, verdanke sich, hieß es, der Tatsache, dass Gott hundert Namen führte, von denen 99 dem Menschen sagbar sind. So heißt er der Erbarmer, der Gnädige, der Wächter, der Zeuge, der Eine und Einzige, der Auf-schiebende und Vorverlegende, der Verborgene, der Erfinder, das Licht.

Den ominösen letzten, dreistelligen Namen aber weiß der Mensch nicht; den kenne allein das Kamel. »Meister Kamel, sagt: habt ihr den hundertsten Namen Gottes gefunden?«

Er tippte sich mit dem Mundstück der Pfeife leicht gegen die Stirn. »Dies ist ja der Grund, warum man unsereinem eine Zirbeldrüse eingepflanzt hat: damit wir diesen benediktischen Namen herausrücken, dass wir ihn aussprechen und hörbar machen können.«

Ich schaute ihn fragend an. »Aber?«

»Aber wie heißt es im Daodejing des großen Laotse?«, fragte es zurück: »Der Name, den wir sagen könnten, wäre nicht der wahre Name.«

Das Eichhörnchen huschte zurück, unter beiden Armen Nusswerk. Es grüßte knapp, wir nickten ihm zu.

»Die Zirbeldrüse hat mich, wenn ich so sagen darf, allzu menschlich gemacht«, sagte das Kamel. »In mir, unter dem Wasserspiegel meiner Seele, klingt das Echo des hundertsten Namens noch nach. Ich tauche, schlucke, ich drehe und winde mich, würge, keuche, japse, aber immer,

wenn er mir beinahe auf der Zunge liegt, entgleitet er mir doch wieder. Würde mir die Drüse entfernt, würde ich wieder zum Tier, verlöre ich das Kunstwerk meines Verstandes, dann, ja dann hätte ich ihn parat. Nur dass ich ihn diesen Falles nicht mehr würde aussprechen können.« Was sollte ich sagen? Ich schwieg. Würde auch dieser Weg in die Sackgasse führen? Nach den Künstlichen Intelligenzen, die sich, was ihre Rede über jenseitige Sachverhalte anging, als nichtsnutzig plaudernde Plappermäuler erwiesen hatten? Nach dem enttäuschenden Lichtfunkkontakt mit den Aldebaran-Intelligenzen, die, an transzendenten Fragen völlig desinteressiert, nur Kochrezepte mit der Menschheit tauschen wollten und Horoskope? Die Alt-Essener Schatten verlängerten sich, die Zeit verstrich, die Welt ermüdete. Das Geploppe der Tennisbälle hatte aufgehört. Das Affengekreisch war, wenn schon nicht ganz verstummt, gelegentlicher geworden. Das Kamel klopfte die Pfeife noch einmal aus und verstaute sie mit dem Pfeifenreiniger in seinem Beutel. Dann richtete es sich auf. »Nun lasst mich alten Schwielensohler gehen, Bruder Mensch«, sagte es. »Wohin des Wegs so spät noch, wenn ich euch fragen darf, Meister Kamel?« »Weiter«, sprach es. »Wenn ich jetzt auch fern der Wüste wohne, glaube ich doch noch ein ersterbendes Echo von Karawanenglocken zu vernehmen. Vielleicht wandere ich der nächsten größeren Stadt zu, Düsseldorf. Oder London. Vielleicht zu den Herrenschneidern und ihren Nadelkissen, ist doch jede Nadelspitze ein Ballsaal der Engel.« Es nickte mir zu, teilte den Weidenvorhang und entschwand, nicht ohne ein wenig Dung zu hinterlassen, von dem es hieß, dass er, wenn auch nicht gut, ohne weitere Trocknung als Brennstoff verwendbar sei. »Pardon dafür«, hörte ich es noch murmeln. Dies erinnerte mich an jene Sekte, die beharrlich daran glaubte, dass diese Welt nichts

sei als der unaufhörliche Alptraum eines von Verdauungsproblemen geplagten Weltenschöpfers.

Wer weiß.

Nach einer Weile erhob ich mich, denn es war, ich habe es wohl erwähnt, ein Dienstag, und machte mich auf den Weg. Eine Schimpansenhorde überholte mich, die Tennistaschen schwenkend, die weißen Trikots verschwitzt und grasbefleckt.

»Der war aus, aus!«, keifte einer der Affen.

»War er nicht!«, ereiferte sich der andere.

»Aus, aus! Außer geht gar nicht!«, konterte der erste.

»Nicht aus. Un-aus. Drin. Drinnigst. Du Hirnfotzenschiss!«

»Selber!«, gab der eine prompt zurück.

Da dachte ich bei mir: Viel zu kleine Zirbeldrüse, diese Burschen. Ob dies aber ein Fluch war? Ein Segen? Ich wusste es nicht.



Hartmut Kasper bei einer Lesung am 14. November 2008 in Selm (Foto: Walter Siemes)

Die Straße der Herrensneider

Terrania City ist eine erstaunliche Stadt.

Am erstaunlichsten aber sind ihre Gäste.

Wenn man die Khooloi Road vom Stadtzentrum aus nach Nordwesten geht, also Richtung Aldebaran City, und dort auf den City-Kreis wechselt, trifft man, ein kleines Wegstück nach Nordost, auf die Straße der Herrensneider.

Niemand weiß genau, ob diese Straße noch zu Aldebaran City gehört oder schon zur Antares City. Mag übrigens der Teufel wissen, was sich die Stadtplaner bei diesem Sträßchen gedacht haben!

Noch weiter im Norden erheben sich die blühenden Türme von Seberey Suma, und nicht selten hängt ein Regenschauer zwischen der Straße und diesem fernen Stadtteil, dessen Bewohner es seit ewigen Zeiten schaffen, der Wetterkontrolle der Stadt mehr Regen abzuschwatzen, als ihnen und ihren – wie man zugeben muss – immerzu in prächtiger Blüte stehenden Türmen zusteht. Nicht selten, zumal bei Nordwind, zieht von den grünen Türmen her ein Hauch von Aprikose in die Herrensneiderstraße, nach nassem Holz und tropfenden Blättern sowieso.

Zwischen der Straße und Seberey Suma erstreckt sich ein Streifen Savanne, den der Regen meist ausspart. An manchen Tagen wagen sich Giraffen bis in die Nähe der Straße; sie knabbern blasiert an den Akazien, dann ziehen sie sich wieder zurück. Anders die Elefanten. Sie scheinen unternehmungslustiger, flanieren wie korpulente Dandys über die Straße und bleiben sogar vor dem einen oder anderen Schaufenster stehen, als wollten sie die Auslage begutachten, die Meisterstücke der Damen- und Herrensneider, die der Straße ihren Namen gegeben haben, die Werke der Wamsnäher und Haubenmacher, Hutmacher und Modisten.

Wer ein Ohr für Infraschall hat, hört, wie die gemächlichen Tiere einander anbrummen, und manchmal, wenn

einer der Schneider vor die Tür tritt, sieht man, wie eine Elefantenkuh mit dem Rüssel an ihrer Zunge arbeitet, um ein paar freundliche Menschenworte zu formulieren; und der Schneider – nennen wir ihn Awrom Choktra-Trkun – winkt einen ehernen Roboter herbei, der auf den Namen Oppolow hört. Er schleppt einen Eichenbottich hinter sich her, gefüllt mit Quellwasser. Der Robot eiert ein wenig. Die Elefanten saufen.

Gegen Abend wird die Stille der Stadt noch vernehmlicher, der Brunnen, aus dem Awroms Hausrobot geschöpft hat, plätschert wie eine Plaudertasche. Die Elefanten sind fort. Von ziemlich ganz weit klingt das Röhren einer Junggiraffe. Giraffen gelten als nicht sehr gesprächig, allenfalls, wenn sie beunruhigt sind, lassen sie von sich hören. Was mag dort also geschehen sein? Wen oder was haben sie gesehen?

Sollte man den Wildhüter informieren?

»Sollten wir den Wildhüter informieren?«, fragt Awrom seinen Robot.

»Ich habe den Wildhüter bereits informiert«, sagt Oppolow.

»Gut«, sagt Awrom und nickt zufrieden.

Die Straße der Herrenschneider macht einen sanften Bogen. Dort, wo sich Ghossans Kabob Shop befindet, einer der dienstältesten Diner der Stadt, sammeln sich einige Cheborparner.

Ob noch ein Kunde kommen wird? Meckerndes Lachen erschallt, als die Cheborparner dort Aufstellung nehmen; ihre unbeschuhten Hufe scharren über den Boden, das ewig unabwendbare Lampenfieber vor dem Auftritt. Der eine oder andere von ihnen greift zum kupfernen Schabestock und reinigt die Hörner, die ihm aus der Stirn wachsen. Ein paar Worte in der an Fauch- und Zischlauten reichen cheborparnischen Sprache klingen herüber zu Awrom. Der Teufel mag wissen, welchen Narren diese Geschöpfe an der Erde gefressen haben, dass sie ihr nun

schon seit Jahrtausenden immer wieder die Aufwartung machen, meist, um in den größeren oder kleineren Städten terranische Chorwerke zum Besten zu geben, Poulencs Gespräche der Karmelitinnen, den Profitchoral der Plejadenfahrer oder den großen Monolog Honeycomb der sagenumwobenen BlackgazeKapelle Deaf Heaven, die seit einiger Zeit zumal in Terrania Urständ feiert.

Sie stimmen sich ein.

Awrom greift nach dem Caquelon, holt daraus ein Säckchen hervor und öffnet es. Er schüttet einige Gran Schmuckstaub in seine Hand, frisch importierte Ware aus dem Orion-Delta-System, ja, direkt von den Kristallfeldern von Okkner-Drech. Er streut den rubinrot und apfelgoldenen schimmernden Staub auf seinen Handrücken. Der Staub setzt sich zwischen die dunklen Schuppen; Awrom pustet, bis sich ein schönes Muster ergibt. Das Muster ähnelt dem Zeichen Trk'Gno. Dann zieht er die Kordel um das Säckchen zu und verstaut es wieder in dem feuerfesten, irdenen Gefäß.

Hinter den Gurban-Bogdo-Bergen geht Luna auf, Terras Trabant, auf dem NATHAN nimmermüde über das Sol-system wacht und aus den gewaltigen Werften der Liga immer neue Sternenschiffe hebt, Globen aus Ynkelonium und Terkonit, gemacht, um in die fernen Sternenlande vorzustößen, nach M 13, zu den Magellanschen Wolken, zur Sagittarius-Galaxie oder auf großer Fahrt nach Andromeda.

Awrom fühlt sich wohl in seiner Haut. Awrom fühlt sich wohl in seinem Anzug, den er sich selbst geschneidert hat. Awrom atmet die Abendluft ein, ihren Hauch von Aprikosen, Regen und nassem Geäst. Eine unbesetzte Antigravgondel gleitet über das sich verdunkelnde Grün der Straße, vielleicht auf der Suche nach einem Passagier, vielleicht nur so.

Es mag eine halbe Stunde später sein. Die meisten der anderen Schneiderläden haben bereits geschlossen. Awrom

sitzt auf dem Schemel, der Platz für seinen Stützwanz lässt, vor dem Haus; er sortiert seine bleichen Kreiden und schafft ein wenig Ordnung auf den Stecknadelkissen. Jemand kommt die Straße entlang. Er bleibt vor diesem und jenem Schaufenster stehen; er betrachtet die Auslage; er scheint zu überlegen, ob er über die Abendregistratur mit diesem oder jenem Schneider eine Verabredung treffen soll. Aber er lässt es und setzt seinen Weg fort, und der Weg führt ihn direktemang zu Awrom. »Guten Abend«, wünscht Awrom. »Guten Abend«, wünscht der Fremde zurück. »Ich habe Ihre Reklametafel gelesen.«

»Nun ja«, sagt Awrom. Was soll er auch sagen?

»Ich habe auch die anderen Werbeschilder gelesen«, spricht der Fremde: »Bester Schneider von Terrania City – bester Schneider des Solystems – bester Schneider der Liga Freier Terraner. Euer Schild sticht durch sein Understatement hervor.« »Och«, sagt Awrom bescheiden. Er wirft einen Blick über die Schulter. Auf seinem Schild steht: Bester Schneider dieser Straße.

Der Schattenriss eines Raumschiffs zieht über den Abendhimmel, wie ein schwarzer Kescher, der nach Sternen fischt. Lautlos taucht das Schiff in den Nachthimmel.

Der Fremde fragt: »Ihr arbeitet, wie es der alte Brauch gebietet?«

Awrom nickt. »Ich verarbeite niemals pflanzliches und tierisches Gewebe miteinander. Ich arbeite mit Tuchen aus reiner Baumwolle wie mit solchen aus reiner Schurwolle. Möchte der Herr das in Augenschein nehmen?«

Awrom und sein möglicher Kunde gehen in die Schneiderei. Es riecht – ach was riechen, es duftet geradezu nach Holz und Bohnerwachs, nach heißen Bügeleisen auf glühenden Kohlen, warmer Wolle. Awrom hebt für den Fremden einige Stoffballen aus den Regalen, Tuche aus nachtblauer Merinowolle, zweilagigem Doubleface, aus Lana Cotta, Ballen schwer von Harris-Tweed aus Garnen

mit Fasern, die in bis zu neun Farben strahlten, und weinrotem Boucle-Flausch.

Awrom lässt ihn fühlen.

»Was wünscht der Herr denn?«, fragt Awrom. »Hose oder Jacke, Mantel, Weste? Einen Poncho, eine Toga, eine Tunika?«

Der Fremde streicht über die Merinowolle. Sein Blick wandert durch den Raum, bleibt mal an den Schneiderpuppen hängen, mal an dem zeltähnlichen Wams, das Awrom für einen halutischen Kunden geschneidert hat, ein hochgeschlossenes Kleidungsstück, die Öffnungen für die vier Arme kraftvoll und wie für die Ewigkeit gesäumt.

Die Ladentür steht offen. Man hört den Cheborparnerchor, der vor Ghossans Kabob Shop Aufstellung genommen hat, singen.

Der Fremde neigt den Kopf und lauscht. Awrom bemerkt, wie seinem Kunden die Tränen in die Augen steigen.

Awrom sagt: »Du empfindest diese Musik sehr stark, scheint mir.«

Der Fremde räuspert sich umständlich. »Was singen sie da?«

»Das ist Mo Ghille Mear«, sagt Awrom. »Ein Gedicht eines alterranischen Poeten namens Seán Clärach Mac Dömhnaill. Vorastronautisches 18. Jahrhundert.«

»Vorastronautisch? Sind die Sänger Zeitreisende?«

»Nein«, sagte Awrom. »So weit ich weiß nicht. Mit Zeitreisen gehen wir überhaupt sehr bedachtsam um. Wir fassen Zeitmaschinen nur mit Seifenhandschuhen an.«

»Seifenhandschuhe?«

»Ein altes terranisches Sprichwort, erklärt Awrom. »Ei-niger von der Zeitpolizei nicht befürworteten Zeitreisen wegen ist die Stadt mal in Schutt und Asche gelegt worden.«

»Tatsächlich?«, fragt der Fremde. »Das macht einen natürlich nachdenklich, nicht wahr? Eine Weste vielleicht?«

»Westen sind immer eine gute Wahl«, sagt Awrom. »Op-polow! Das Maßband!«, ruft er nach hinten.

Der Roboter eilt herbei. Er eiert ein wenig. Er reicht Awrom ein Maßband. Awrom sagt zum Fremden: »Darf ich deinen Fragen die Stadt betreffend entnehmen, dass du noch nicht sehr lange in Terrania City bist?«

»Das merkt man mir an?«

»Ein wenig. Die Arme jetzt bitte mal heben und ausbreiten.«

»Nun ja. Ich hatte mir die Stadt etwas anders vorgestellt«, sagt der Fremde. »Mehr voller ... wie soll ich sagen? Mehr voller ...«

»Menschen?«, schlägt Awrom vor. »Ja«, sagt der Fremde.

»Ich will niemandem zu nahe treten, versteht mich nicht falsch. Aber ...«

Er wirft einen vielsagenden Blick auf Awroms wuchtigen Stützwanz, der in einer sorgfältig geschneiderten Tasche aus Harris-Tweed steckt und über den Boden streicht.

»Ach so«, sagt Awrom und lacht knarrend. »Meine Verfahren stammen von Topsid«, erklärt er. »Aber unsere Familien hegen und pflegen seit Generationen ihre Gelege hier. Meine Eltern haben mir auch neben dem topsidischen Namen einen terranischen gegeben: Awrom.

Mama war Logistikerin bei der Solaren Flotte; mein Vater war meist auf Reisen und ist es noch jetzt.«

»Verstehe«, sagt der Fremde.

»Aber ich bin natürlich Bürger der Liga«, sagt Awrom.

»Terraner haben, ich weiß nicht, warum, ein gewisses Faible für uns Echsenwesen. Manche sollen uns sogar für die heimlichen Herren der Stadt halten.«

»Und? Seid ihr es?«

»Wohl kaum. Diese Stadt braucht keinen Herrn. Niemand braucht einen Herrn, und da es hier keinen Herrn braucht, braucht es auch keine Knechte. Wir sind frei.«

»Jeder Einzelne?«, fragte der Fremde nach.

»Wie sollte denn ein Einzelner frei sein können, wenn nicht alle frei sind?«

»Ein interessanter Aspekt«, murmelt der Fremde.
 »Spielst du mit dem Gedanken, dich auch einbürgern zu lassen?«
 »Wäre das möglich?«
 »Unter Umständen. Warum auch nicht.«
 »Ich weiß nicht so recht«, sagt der Fremde. »Sicher wird man durchleuchtet, mit irgendwelchen abscheulichen Durchleuchtungsstrahlen. Und man muss genetisches Material einreichen und Zuckerblasensaft.«
 »Zuckerblasensaft?«
 Der Fremde errötet leicht. »Dachte ich.«
 Awrom lacht knarrend. »Nun lass mal die Hupe im Dorf«, sagt er.
 »Ein altes terranisches Sprichwort?«
 »Eines der ältesten«, bestätigt Awrom, ganz Hüter der alten Spruchweisheiten Terras.
 Wir sehen die beiden drei Tage später wieder. Es ist Abend; die Cheborparner singen. Die Weste ist fertig, ein Prachtstück, bei dem man nicht weiß, wovon mehr darin steckt: Liebe oder Fleiß. Man probiert sie an; man steht vor einem Spiegel, den Oppolow herbeigeschleppt hat, leicht eiernd. Nun macht der Roboter anerkennende Pfeifgeräusche. Dabei ist Awrom nicht zufrieden, und zwar ganz und gar nicht. »Diese Jacke passt nicht«, urteilt er verdrossen. »Was mich verwundert, denn ich habe deine Maße genommen und treu befolgt.« Tatsächlich: da sind Beulen und Verwerfungen im Tuch, das faltet sich und schlappt nur so herum.
 Kann sich denn der Körper des Fremden über Nacht, genauer: über diese drei Nächte so verschoben haben?
 Der Fremde hustelt, dehnt und reckt sich ein wenig, und siehe da: Plötzlich sitzt alles am rechten Fleck, die Weste insgesamt wie angegossen. »Voilà«, sagt Awrom. »Wer sagt's denn.«

Der Fremde nickt fachmännisch. Awrom fragt, so nebenher: »Auf welchem Raumhafen bist du eigentlich gelandet?«

»Auf diesem großen, diesem Dings – wie heißt er gleich?«

»Point Surfak?«

»Ja, genau.«

»Oder doch auf dem Aldebaran Spaceport?« Der, wie man weiß, ganz anderswo liegt.

»Oder so. Ja. Jetzt, wo du es sagst.« Der Fremde sagt es beinahe gedankenverloren; er schaut in den Spiegel; er streicht über seine Weste aus nachtblauer Merinowolle.

Dann ist der Fremde fort; er ist Richtung Seberey Suma gegangen; dort stehen die Türme erleuchtet im Regen. Man schmeckt einen Hauch von Aprikose in der Luft.

Ein Giraffenbulle röhrt beunruhigt. Was mag er gewittert haben?

»Sollte ich den Wildhüter informieren?«, fragt Awroms Robot.

Awrom überlegt. Er denkt daran, wie dem Fremden die Tränen in die Augen gestiegen sind, als die Cheborpaner »Mo Ghille Mear« sangen. Soll man, soll man nicht? »Ach nein«, sagt er schließlich. »Lass uns lieber den Cherborparnern zuhören. Ob du mir übrigens einen Happen zu essen aus Ghossans Kabob Shop holen möchtest?«

Oppolow macht sich auf den Weg. Er eiert ein wenig.

Der Chor der Cheborparner singt eine Passage aus Schuberts romantischem Schauspiel Rosamunde: »Der Vollmond strahlt auf Bergeshöh'n, wie hab ich dich vermisst« in f-moll, Andante con moto; Awrom summt mit.

Terrania City ist eine erstaunliche Stadt. Am erstaunlichsten aber sind ihre Gäste. Manch einer kommt in der einen, geht in der anderen Gestalt.

Aber wie auch sonst? Terrania wäre kaum die Stadt, die sie ist, würde sie nicht den, der kommt, verwandeln, ihn zum Besseren wenden, vielleicht. Ihn wenigstens neu

einkleiden für seinen Weg, der weit ist und beschwerlich wie alle Wege zu sich selbst.
Dachte jedenfalls Awrom und schloss den Laden für die Nacht.

Muvegessi geht von Bord

Als an jenem Tag Muvegessi auf dem kleinen Raumhafen von Napäa im Vergil-System an Bord der STELLARIS kam, war das so: Yannish Capata, der Chefsteward des Raumschiffs, hörte seine Stimme lange, bevor er ihn sah. Capata war eben aus dem Antigravschacht getreten und hatte sich auf den Weg gemacht zu der Schleuse, die den Passagieren vorbehalten war und die in eine kleine, aber gediegene Lounge führte. Dort konnten die Fluggäste in einem bequemen Pneumosessel sitzen, von einem frisch zubereiteten Cocktail nippen und ein ebenso launiges wie informatives Holo über die STELLARIS, ihre Geschichte und ihre Besatzung anschauen, während sie darauf warteten, dass ein Steward sie zu ihrer Kabine begleitete. Muvegessi hatte wohl keinen Appetit auf einen Cocktail, und auf Capata warten mochte er auch nicht.
»Wir waren jung, und voller Harndrang!«, erzählte die Stimme, ein wohlklingender Bass.
»Voller *Taten* drang, Meister«, verbesserte eine hohe Stimme, die Capata an das Greinen eines Kleinkindes erinnerte.
»Woher willst du das wissen, Ölgehirn?«, seufzte die tiefe Stimme weithinhallend. »Du bist nie jung gewesen.«
»Ich öle mein Gehirn nicht«, sagte die hohe Stimme.
»Leider, leider. Das solltest du nämlich.«
»Ich *besitze* gar kein Gehirn, Meister. Nur eine Positronik, und dein letzter Versuch, diese Positronik zu ölen, hat uns beiden nicht gutgetan.«

Wieder ein Seufzen, tief wie das Tiefenland, das Seufzen eines Mannes, der die Last eines ganzen Universums trägt, und darunter wie durch ein Wunder nicht zusammengebrochen ist. *Jedenfalls noch nicht.*

»Nie um eine Ausrede verlegen, was?«, fragte die Stimme höhnisch.

Yannish Capata betrachtete die beiden Gestalten, die nun um die Biegung des Korridors kamen.

Der eine der beiden war ein hünenhafter Mann von beachtlicher Leibesfülle, dennoch kein Umweltangepasster, sondern Terraner. Er trug eine Lederhose, die bis knapp unters Knie reichte, und eine Jacke im Sakkoschnitt, teils Leder, teils Loden. Stehkragen und Revers waren mit leuchtenden Zierstickereien versehen.

Hinter ihm her trottete ein Roboter augenscheinlich bluesscher Bauart. Allerdings machte das Maschinenwesen den Eindruck, es könnte als Veteran noch im gatasisch-arkonidischen Krieg gekämpft haben, und zwar an vorderster Front, und seitdem weder auf den neuesten Stand gebracht noch auch nur aufpoliert worden zu sein. Der Roboter schleppte einen gigantischen Koffer hinter sich her, das Gepäckstück eines Haluters auf Weltreise. Das tellerförmige Kopfelement des Roboters pendelte im Rhythmus der Schritte hin und her.

Kurz vor Capata kamen die beiden Gestalten zum Stehen. »Guten Tag, junger Mann!«, dröhnte die Stimme des Hünen, der sich ein bettlakengroßes Leinentuch aus der Tasche seiner Joppe zog, es mit Grandeza entfaltete und damit Schweißperlen von seinem kahlen Schädel tupfte.

Der Mann überragte Capata um mehr als einen Kopf. Capata bemerkte, dass jemand auf die Gestaltung der Knöpfe dieser Joppe viel Aufmerksamkeit verwendet hatte, feingliedrige Roboter vielleicht, vielleicht aber auch Swoons oder Siganesen. Die Knöpfe zeigten geschnitzte Szenen einer alpinen Landschaft, was Capata durchaus sympathisch war. Der Chef-Steward der STELLARIS

träumte lange schon davon, sich im Laufe der Zielgeraden seiner Lebensreise auf einen nicht überreichlich besiedelten Planeten zurückzuziehen, wo die Natur noch das Sagen hatte und kluftige Berge sich in einen klaren Himmel wölbten.

Er liebäugelte deswegen bereits eine ganze Weile mit Alniak-VII, einer Welt im Gürtel des Orion, wo das Taugwalder-Gebirge zu großen Touren lockte, und zu großem Ausruhen im Anblick der stillen Felsenwelt.

Capata lächelte versonnen und sagte: »Guten Tag. Benedikt Muvegessi und Begleitung, wie ich vermute?«

»Die *Begleitung* ist durchaus richtig bezeichnet«, lobte der Riese mit einem leidgeprüften Lächeln. »Was meine Wenigkeit angeht, wäre Benedikt *Columban* Muvegessi die korrekte Anrede gewesen, mein Junge.«

Capata deutete eine Verbeugung an. »Verzeihung. Wir haben eine Suite für euch vorbereitet. Darf ich vorangehen?«

Muvegessi vollzog eine große, alles verzeihende Geste. »Voran marschiert, junger Mann. Wir folgen vorläufig vertrauensvoll.«

Nachdem sie die Räumlichkeit erreicht hatten, unterzog Muvegessi sie einer derart gründlichen Inspektion, als wäre an Bord der STELLARIS jederzeit mit Sprengfallen zu rechnen oder verhehlten Zugängen zu fremden Dimensionen. Immer wieder sog er prüfend die Luft ein, und einmal raunte es seinem Begleiter zu: »Riechst du das?«

»Was?«

»Na, *das*! Riechst du *das* nicht?«

»Habt Ihr möglicherweise ein wenig Darmluft verloren, Meister?«

Muvegessi setzte ein leutseliges Lächeln auf und sagte: »Deine maßlosen Unverschämtheiten werden dich eines Tages in die Schrottpresse befördern. Dann beklag dich nicht.«

»Sehr wohl.«

»Ferner pflege ich keine Luft zu verlieren in Anwesenheit geruchsempfindlicher Mitmenschen.«

»Ich verstehe.«

»Du *verstehst*?«, sagte Muvegessi und seufzte schicksalsergeben. »Das wäre wohl zu viel verlangt.«

»Dieser vor allem aus Muskelmasse gefertigte Herr Cotzcorb, welchen Beruf schwänzt er eigentlich? Schiffschau-
kelschubser?«

Muegessi nahm ächzend neben Capata Platz. Der Steward schätzte es sehr, beim Mittagessen ungestört zu bleiben. Sein Stammplatz lag in einem Winkel der Messe und war durch eine verschiebbare Wand vom Hauptraum abgeschiedet. Diese Wand bestand aus einem hölzernen Rahmen und einer Gitterstruktur, die mit elfenbeinfarbenem Reispapier bespannt war.

Ein Passagier, den die STELLARIS vor einigen Wochen von Jagaras Stern nach Plophos befördert hatte, hatte seine Passage damit und mit einigen anderen innenarchitektonischen Verschönerungen bezahlt.

Dazu gehörte auch die Tokonoma, die kleine Nische, die sich neben Capata in der Wand öffnete. Dort hing eine Schriftrolle mit alt-japanischen Zeichen, davor stand eine Blumenvase mit einem frischen Ikebana-Arrangement.

»Kapitän Solomon Coscor ist ausgebildeter Pilot«, antwortete Capata. »Fragst du aus einem bestimmten Grund?«

»Oh ja.« Muvegessi nickte gravitatisch. »Oh ja!« Interesse, diesen Grund zu verraten, legte er nicht an den Tag. Er drehte sich zu der Schriftrolle um und fragte: »Und was haben wir da?«

»Ein altes japanisches Haiku«, sagte Capata. »Übersetzt heißt es: *Schattig der Abstieg zur Einsiedelkapelle, zum alten ...*«

»Entzückend«, unterbrach Muvegessi, rümpfte verächtlich die Nase und nieste schallend auf die Rolle und in das

Blumengebinde. »Pardon dafür«, sagte er, schneuzte sich in ein Leinentuch von beachtlicher Dimension. Er murmelte etwas von einer gewissen Kitsch-und-Kunstblumen-Allergie.

Dann aktivierte er den Tisch mit einer Berührung seines Zeigefingers. Der Holoprojektor leuchtete auf und präsentierte die Tageskarte.

Muvegessi schaute der Prozession von Speisen zu, aus denen hier und da sogar feiner holographischer Dampf aufstieg.

»Kann man etwas empfehlen?«, murmelte Muvegessi.

»Die Speisen werden von einem echten Koch zubereitet«, sagte Capata.

»Ist es die Möglichkeit«, sagte Muvegessi gelangweilt. Dann verfiel er ins Grübeln. »Heißt das, ich sollte Abstand von meinem Plan nehmen, hier zu dinieren?«

»Im Gegenteil«, sagte Capata. »Die Küche ist ausgezeichnet.«

»Ausgezeichnet womit? Mit einem Warnhinweis?«

Bevor Yannish Capata antworten konnte, dröhnte der Hüne: »Genug gescherzt. Du hast mich sprechen wollen?«

Er zwinkerte dem Steward vertraulich zu. »Brauchen wir einen Rat in Liebesdingen?«

Capata schüttelte verblüfft den Kopf. »Ich habe dich nicht sprechen wollen«, sagte er. »Das muss ein Missverständnis sein.«

Muvegessi hob überrascht die Brauen. »Ist das so?« Er brummte etwas vor sich hin, Capata verstand nur einzelne Wörter: *Fehlalarm*, *ausgenutzte Menschenfreundlichkeit* und *Heilfasten*. Dann erhob sich Muvegessi und entließ dabei – wie sein Roboter sagen würde – ein wenig Luft.

Luft, die den Gedanken nahelegte, dass Muvegessi noch vor kurzem eine üppige, scharf und exotisch gewürzte Mahlzeit zu sich genommen haben musste. Mit Bohnen. Mit Zwiebeln. Und mit reichlich geräuchertem Paprika.

Muvegessi winkte zum Abschied; Capata verzog im Bemühen, den Atem anzuhalten, den Mund zu einer Grimasse, die vage an ein Lächeln erinnerte.

Yannish Capata und Thabo Beqiri unterhielten sich mit gedämpfter Stimme, obwohl außer ihnen kaum jemand in der Messe saß. Sie aßen Salat und erinnerten sich an Odradek, den großen Komponisten, der – gemeinsam mit seinem erstaunlich umfangreichen Tross malerisch schöner Musen und der noch hübscheren Dirigentin Perrine Voss – vor einigen Wochen mit der STELLARIS zu reisen beliebt und an Bord ein erinnerungswürdiges Konzert gegeben hatte.

Muvegessi schlenderte wie von ungefähr herbei, zog geräuschvoll von irgendwo einen Stuhl heran und setzte sich mit einem pfeifenden Klagelaut. »Darf ich mich setzen?« Capatas und Beqiris Schweigen war einhellig und beredt. Muvegessi zwinkerte Capata vergnügt zu: »Da wir von der Damenwelt reden: Warum wurde mir eigentlich die Schiffsschönste noch nicht vorgestellt?«

»Die Schiffsschönste?« Beqiri starrte Capata ratsuchend an. Thabo Beqiri war der erste Pilot der STELLARIS, jung, vielleicht 40 Jahre alt. Seine Erscheinung war gepflegt, sachlich, dienstlich. Ein Privatleben schien er nicht zu haben; selbst in der Messe sah man ihn selten.

Muvegessi spitze seine Lippen und musterte Beqiri unverwandt. »Bist du nicht der Pilot dieses schnittigen Raumgefährts?«

Beqiri nickte; er stocherte mit dem Gabelmesser im Salat herum und versuchte, eine Kirschtomate aufzuspießen, die sich unter ein blaues Ghalna-Salatblatt flüchtete.

Muvegessi kniff ein Auge zusammen – das linke – und fragte listig: »Und wer chauffiert dann dieses Schiff?«

»Der Kapitän«, sagte Beqiri. »Solomon Coscor.«

»Soso«, sagte Muvegessi missbilligend.

»Das darf er«, sagte Capata. »Er ist ein exzellenter Pilot.«

Muvegessi starrte an die Decke. »Man sollte meinen, dass ein Kapitän solche Tätigkeiten Subalternen überlassen würde, um sich für wichtigere Pflichten aufzusparen.«
»Stimmt«, meinte Beqiri trocken. »Für eine Partie Wampor.« Endlich gelang es ihm, die Kirschtomate aufzuspießen.

Muvegessi hob die Rechte, schnipste mit den Fingern – und erzielte damit eine respektable Lautstärke – und rief: »Sommelier!«

»Wir haben einen Weinkellner an Bord?«, fragte Beqiri. Ein Tischrobot glitt heran.

»Einen Tokajer Anzu«, bestellte Muvegessi. Er schaute von Beqiri zu Capata und zurück. »Wenn denn der Keller dieses prachtvollen Raumfahrzeugs es hergibt.«

»Der Keller?«, wiederholt Beqiri und warf Capata einen Blick zu.

Der Tischrobot war ohne zu zögern losgeschwebt und kam nun mit einer Flasche zurück, in der eine goldene Flüssigkeit förmlich aus sich heraus leuchtete. Muvegessi winkte dem Robot ungeduldig zu und nahm ihm die Flasche aus der mechanischen Hand. Unversehens hielt der Hüne ein kleines, messerartiges Werkzeug in der Hand, mit dem er zunächst die Kapsel am Flaschenhals abtrennte, dann den Korken heraushebelte.

»Wusstet ihr«, sagte Muvegessi, »dass sich ein gewisser Carl Wienke diese Art Kellnermesser hat patentieren lassen? Er goss sich großzügig ein und hob das Glas. »Auf den guten Carl.«

»Einer deiner Vorfahren?«, fragte Beqiri.

»Junger Mann«, sagte Muvegessi mit drohend erhobenem Zeigefinger. »Nicht patzig werden. Ich führe meine Wurzel auf Adam und Eva zurück.« Dann schaute er tief ins Glas, versetzte die darin ruhende, bernsteinfarbene Flüssigkeit in Schwung und flüsterte, immerhin deutlich hörbar: »Wenn das gewissen raumfahrenden Schnöseln überhaupt noch etwas sagt.«

»Gewisse Schnösel müssen Solomon ablösen und schauen, ob sie die STELLARIS in die eine oder andere Sonne stürzen lassen können.« Beqiri stand auf, reckte sich, hob grüßend die Hand. »Der Weltraum ruft.«

»Der Weltraum wird sehr überschätzt«, grummelte Muvegessi.

Capata lächelte ratlos.

»Ein reizendes Früchtchen«, fuhr Muvegessi fort, der dem Piloten interessiert hinterher schaute. »Findest du seinen Hüftschwung nicht etwas feminin?«

»Darauf habe ich noch nie geachtet.«

»Man muss die Augen offen halten«, sagte Muvegessi verschwörerisch. »Sonst bleibt einem die Welt ein Rätsel.«

»Und die Ohren«, sagte Capata im Bemühen, etwas zum Gespräch beizutragen, das nicht völlig abwegig klang.

»Die Ohren?« Muvegessi starrte ihn entgeistert an. »Wieso denn die Ohren?«

»Wieso nicht?«

Der gatasische Roboter war an den Tisch geglitten und rührte sich nun nicht mehr.

Muvegessi goss Capata vom Tokajer ein. Dann hob er das Glas und sagte feierlich: »Rendörség!«

Capata hob fragend die Brauen.

»Dies Weinchen«, erklärte Muvegessi, »stammt aus einer alten Rebenregion von Mutter Erde; sie hieß Ungarn.«

»Und *Rendörség* ist Ungarisch?«, erriet Capata.

»Ein kluger Kopf«, lobte Muvegessi.

Sie stießen an, und Capata sagte »Rendörség« dazu. Er trank; der süße Wein schmeckte ausgezeichnet. »Und Rendörség bedeutet so viel wie *Prosit*?«

»Eigentlich«, sagte der Roboter, »bedeutet es so viel wie *Ordnungshüterschaft*, also *Polizei*. Aber wir haben kein anderes ungarisches Wort auftreiben können.«

Muvegessi nestelte an einem der Hirschhornknöpfe seiner Tracht. »Nun ja«, sagte er. »Besser als nichts.« Er warf dem Roboter einen strafenden Blick zu, dann raunte er Capata

ins Ohr: »Seit ich seinem positronischen Denksimulationsinstrument ein kleines Bad in Olivenöl gegönnt habe, ist er ein wenig exzentrisch geworden. Man tut gut daran, seine Worte nicht auf die Eisenwaage zu legen.«

Capata nahm noch einen Schluck, schloss die Augen und versuchte sich vorzustellen, wie er im Taugwalder-Gebirge wanderte, wie er kurz unter dem Gipfelkreuz des Mount Tobitt stand oder des Piz Annetrid.

Als er die Augen wieder öffnete, war der Roboter fort. Muvegessi aber saß ihm noch gegenüber und tunkte seine Zunge in den Tokajer.

»Der Blechkamerad deines Dampfplauderers schraubt hier und da herum«, sagte Coscor.

»Was?«, fragte Capata.

»Ich habe keine Ahnung, *was* er schraubt«, sagte Coscor.

»Ich glaube, ich will es auch gar nicht wissen. Aber es wäre mir lieber, er schraubte nicht, und deswegen wäre es mir lieb, wenn du ihn vom Schrauben abhalten würdest.«

»Aye«, sagte Capata. Er fragte STELLATRICE, wo sich der Roboter aufhielt, dann machte er sich auf den Weg.

Die Positronik des Schiffes hielt alle sensiblen Bereiche des Schiffes im Blick; in diesen Arealen konnte sich niemand privatisieren. Was immer Muvegessis Maschine tat: Einen Schaden anrichten konnte sie nicht; das hätte STELLATRICE verhindert.

Zumal der Roboter alles andere war als ein Werkzeug der Mächtigen.

Andererseits musste STELLATRICE das Herumwerkeln für nicht ganz harmlos halten. Warum sonst hätte sie den Kapitän informiert?

Capata fand Muvegessis Roboter in einem kleinen Hologramm, einem Kino, das auf Konzertsaal geschaltet war.

Das holografische Orchester war mitten in der Bewegung erstarrt; Capata sah Streicher, Holz- und Blechbläser,

Klarinetten, Saxophonisten und Oboespieler, zwei Gataser mit vierzehnseitigen Skezpor-Gitarren, einen Glasorgelspieler, die Fingerkuppen am Rand der Gläser, einen Bassisten und so weiter. Die Dirigentin stand, den Arm mit dem Taktstock erhoben, regungslos und ein wenig durchscheinend.

Muvegessis Roboter hatte sich über ein Interface mit der Akustikkonsole des Saales verbunden.

»Etwas stimmt mit der Konsole nicht«, sagte der Roboter.

Capata schaute in das Holo. »Was wird gespielt?«

»Der dritte Satz der Sirenensymphonie von Frantisek Odradek«, schepperte der Roboter. »Odysseus am Pfahl.«

»Hm«, machte Capata. »Und was tust du da?«

»Ich repariere das Richtlautsprechernetz und optimiere es so, dass mein Meister die Musik überall auf dem Schiff hören kann. Wo er geht und steht.«

»So sehr liebt er das Stück?«

»So sehr liebt er es nicht«, sagte der Roboter. »Eigentlich hasst er es.«

»Dann wirst du ihm mit dieser Einstellung keine rechte Freude machen«, sagte Capata.

»Wer weiß.«

»Du bist eine gatasische Maschine?«

»Das bin ich.«

»Vielleicht verhält es sich bei Gatasern ja anders«, sagte Capata. »Aber wir Menschen schätzen es nicht sehr, mit unsympathischem Getöse bedröhnt zu werden. Ich fürchte, dein Meister macht da keine Ausnahme.«

»Ich fürchte, mein Meister *ist* eine Ausnahme.«

Capata stimmte dem Roboter im Stillen zu.

Die Maschine fragte: »Gehe ich Recht in der Annahme, dass Menschen in der Regel das Süße dem Bitteren vorziehen?«

»Meist.«

»Es sei denn, es ist eine Arznei.«

Capata hob die Brauen. »Die Symphonie wäre eine Arznei?«

»So ist es.«

»Ist dein Meister denn« – Capata hob eine Hand ans Ohr und beschrieb mit dem Zeigefinger eine kreisende Bewegung – »krank?«

»Mein Meister sagt: Das Leben selbst ist eine Krankheit.«

»Eine etwas einseitige Sicht«, sagte Capata. »Das Leben hat auch schöne Seiten.«

»Wer weiß« sagte der Roboter. »Ich lebe ja nicht und weiß vom Leben nur, was mir die Lebendigen erzählen. Und diese Erzählungen sind vielfältig. Und widersprüchlich sind sie auch.«

Capata nickte. »Wo habt ihr euch kennengelernt, du und dein Meister?«

»Mein Meister hat sich mit meinem Vorbesitzer duelliert, einem Gataser namens Bonyez Tii. Es war ein Duell mit Pistolen. Mein Meister hat Tii mit einem Projektil in den Schädel getroffen. Was kein Leichtes war, denn Tii und mein Meister standen einhundert Schritt voneinander entfernt, und der Schädel eines Gatasers ist flach. Ein schwieriger Schuss. Mein Meister sagt: ein Glückstreffer.«

»Muvegessi hat den Gataser getötet?«

Capata meinte zu spüren, wie der Roboter einen Augenblick zögerte. »Nicht wirklich. In Wirklichkeit haben sie beim Duell einen stark vergorenen Fruchtsaft um die Wette getrunken. Tiis Magen-Darm-Trakt machte ihn zuerst kampfunfähig. Aber der Meister hat mir aufgetragen, die Geschichte meiner Aneignung in der heroischen Variante zu erzählen. Er wird mich schelten.«

Capata machte eine abwehrende Handbewegung. »Ich werde nicht petzen. Aber ich muss dich auffordern, die Modifikation der Akustikkonsole zurückzunehmen.«

»Warum?«

»Der Kapitän wünscht es.«

»Aye«, sagte der Roboter. Er löste sich vom Interface.

In das holographische Orchester kam Bewegung. Der Taktstock glitt behutsam durch die Luft wie die Hand einer Mutter über die Stirn eines schlafenden Kindes. Die Bläser bliesen die Backen auf; die Streicher strichen, der Bassist zupfte, der Glasorgelspieler tunkte die Fingerspitzen in ein Gefäß voller Wasser.

Die Musik war von einer unverhüllten, ja geradezu erbarungslosen Schönheit, schön wie ein neugeborenes Kind, das zum ersten Mal die Hände und die Augen probiert, oder der endlich unverhüllte Leib einer Geliebten. Die Schönheit der Musik brach alle Widerstände, riss alle Gedanken mit sich fort, und war so leise dabei, dass man das Ohr neigen musste, dass man sich zu versenken, ja für immer gefangen zu bleiben wünschte im Spinnennetz dieser Melodie.

Odysseus am Pfahl – das bin ich, dachte Capata, stand da und vergaß Zeit und Raum.

Da wir von Raum und Zeit reden:

Wenn wir uns all die Raumschiffe vorstellen, die den Leerraum zwischen den Sternen durchheilen, die hunderttausende, ja Millionen von Schiffen, die von Sonne zu Sonne, von Welt zu Welt rasen oder sogar in anderen, höher gelagerten Dimensionen verkehren, in hypermateriellen Gefilden, wo sie für kein menschliches Auge sichtbar sind (und ebenso wenig für unmenschliche Augen), dann könnten wir auf die Idee verfallen, die Milchstraße, diese spiralförmige Versammlung von hunderten von Milliarden Sonnen und Sonnensystemen, dieses Rad aus Licht und Stoff und erleuchtetem Staub, umgeben von ihren Satellitengalaxien, von Kugelsternhaufen und glühenden, sterngebärenden Wolken und zahllosen Sonnen, die als Einzelgänger im Halo ihre Bahn ziehen, dann, sage ich, könnten wir glauben, diese Milchstraße sei ein von Leben sprühender Ort, eine geisterfüllte Oase inmitten der schwarzen Kälte.

Aber sie ist es nicht.

Lasst eine Million, lasst zehn Millionen Welten in der Milchstraße Leben tragen – von 10.000 Welten bleiben 9999 leblos. Und verteilen wir die Einheiten aller Handels- und Explorerflotten gerecht, die Fracht und Passagierschiffe, und all jene Schiffe dazu, die waffentragend und wehrhaft im Weltall patrouillieren, um das Leben der Lebenden zu schützen, ihre Freiheit, ihre Rechte, ihre Werte, ihre Güter, dann stünden doch von 10.000 Sonnensystemen 9999 leer wie am ersten Tag. Dabei haben wir vom Raum und der Raumzeit noch gar nicht geredet, denn wenn eine Galaxis etwas im Übermaß hat, dann den leeren Raum und die relative Zeit zwischen den Sonnen, ja, in Anbetracht dieser verschwenderischen Menge an Leere erscheint alles, was wir sind, beinahe wie nichts.

Oh, ich höre den Protest wohl: Sind wir nicht dennoch alles, in gewisser Weise? Ohne unsere Augen schaute niemand auf zu den Gestirnen, wäre das Universum blind, taub ohne unsere Ohren, und ohne unsere Münder würde niemand seine Geschichte erzählen.

Erst in uns, sagen die Denker, kommt die Welt zu sich selbst, macht sich einen Begriff von sich selbst, erkennt, hofft, bangt.

Mag sein.

Aber füllt unser Geist wirklich die ungeheure, bodenlose Leere der Raumzeit? Ein einziges Gasmolekül kommt, wie es heißt, im intergalaktischen Raum auf einen Würfel von tausend Kubikmetern.

Das ist nicht viel. Still ist es dort, unsäglich still, selbst der Gesang der Sirenen erlischt, Menschenohr hin oder her. Oder?

Vielleicht ist der Gesang der Sirenen anders, als wir meinen. Er braucht keine Luft; er schwingt sich von Gasmolekül zu Gasmolekül; langsam breitet er sich aus, tonlos, und wenn er tönen würde, dann ginge er unter im umtriebigen Lärm der Maschinen, ihrem sonoren, verläss-

lichen Gebrumm, mit dem sie uns von Planet zu Planet tragen, als wären wir was und als hätte unsere Reise ein Ziel. Aber da plaudere ich, und vergesse Muvegessi.

Haben wir etwas verpasst?

Eher nicht. So ein Raumschiff ist wie ein Uhrwerk, Rädchen greift in Rädchen; die tägliche Routine hält sich selbst in der Schweben. Und wer immer an Bord kommt: bald wird er zum Teil des verlässlich kreisenden Getriebes. Und wenn nicht: auch kein Problem. Die Erfahrung lehrt: Was an Bord kommt, geht auch wieder.

Capata hatte sich daran gewöhnt, dass Muvegessi zu den unmöglichsten Zeiten an den unmöglichsten Orten auftauchte und dort die aberwitzigsten Ideen vortrug.

Auf sehr fruchtbaren Boden fielen seine Geistesblüten nicht:

Nein, musste die Chefmedikerin ihm beispielsweise sagen, sie habe kein Interesse daran, dass er und sein Roboter einer Leberoperation beiwohnten, die bei einem Besatzungsmitglied nötig geworden war – auch sein Angebot, sie während des Eingriffs anzufeuern, konnte sie nicht umstimmen; nein, die weiblichen Passagiere, die er angeschrieben hatte, um sich ihnen als Berater in Liebesdingen zu empfehlen, wollten sich lieber als beratungsresistent erweisen; nein, ein Zwischenstopp beim Schwarzen Loch Yamiyo mit einem anschließenden Ausflug aller mitreisenden Kinder in Richtung Ereignishorizont, und zwar an Bord einer Space-Jet, die zu pilotieren Muvegessi sich anerbott, war nicht, was deren Eltern wünschten, zumal Coscor sich weigerte, eine solche Exkursion als *pädagogisch wertvoll* zu deklarieren.

Ein Wettbeten der an Bord vertretenen Religionen um Erhöhung des Überlichtfaktors, ein Misstrauensvotum gegen den Koch, eine Tokajer-Olympiade der Besatzung – kein Einfall stieß auf große Gegenliebe.

»Man hasst mich«, sagte Muvegessi düster.

»Niemand hasst dich«, tröstete Capata. »Deine Vorschläge sind vielleicht nur etwas – nun ja.«
»Genau.« Muvegessi nickte. »Meine Vorschläge sind halt zu wenig konventionell. Die Zeit ist einfach noch nicht reif für sie.«

Manchmal, wenn Capata Muvegessi über den Weg lief, schaute er ihn an, wie eine mittelalterliche Stadt den Rammbock ihrer Belagerer angeschaut haben könnte; manchmal aber erschien ihm der Hüne in seiner sonderbaren Tracht verloren wie ein zu groß geratenes Kind, das sich hoffnungslos verlaufen hatte.

Und an Tagen, an denen er Muvegessi nicht zu Gesicht bekam, ertappte sich Capata dabei, dass er ihn vermisste. Einmal saß er in der Zentrale der STELLARIS. Coscor war in seine Kabine gegangen, um einen genialen Wampor-Zug auszuprobieren; Ellendea Glauf stand hinter dem Pneumosessel des Piloten und fuhr Thabo Beqiri bedächtig durchs Haar. Beqiri steuerte das Schiff mit halbgeschlossenen Lidern, die linke Hand auf dem Kommandopad.

Im Zentralholo sah man den Linearraum, oder besser das Bild, das STELLATRICE den Menschen von diesem Medium zeichnete. Sie trieben in diesem schmalen Streifen zwischen der vierten und fünften Dimension dahin, in einem Zustand, den die Physiker als *semi-manifest* bezeichneten. Was das hieß? Das wusste kein Mensch; das wussten vielleicht die höchst entwickelten Positroniken, und sie lächelten freudig-amüsiert über die durch den Linearraum eilenden Astronauten wie Eltern über die ersten, tapsigen Schritte ihrer Kinder.

Wie können wir es wagen?, dachte Capata.

Oder hatte er es laut gesagt? Beqiri hatte die Augen geöffnet, sah ihn an, grinste.

Da meldete sich Conia Gogolja, die leitende Ingenieurin des Schiffes. »Yannish? Könntest du bitte mal kommen? Der Roboter deines Freundes ...«

»... schraubt doch nicht an etwas herum?«

»Könnte man so sagen.«

Yannish Capata begab sich in das Ringwulstmodul, in dem Gogolja den Roboter ertappt hatte. Muvegessis Maschinenwesen hatte, wie sich zeigte, am Protonenstrahl-Impulstriebwerk hantiert.

»Und?«, fragte Capata.

Gogolja sagte, ohne den Blick vom Roboter zu lassen: »Dir wird bekannt sein, dass in diesem Triebwerk die Protonen über energetische Feldröhren in den Impulskonverter eingespeist werden, wo sie über mehrere Stufen verdichtet werden. Dann werden sie gleichgerichtet und zum Impulsstrahl strukturgeformt, schließlich über die Felddüse abgestrahlt.«

Capata nickte.

»In diesem Segment des Triebwerks«, fuhr Gogolja fort, »sind allem Anschein nach Irritationen in der labilen Einflusszone aufgetreten.«

Capata nickte.

»Irritationen, die gewissermaßen unterschwellig geblieben sind. Denn natürlich sind Grenzwerte in einer Labilität schwer zu definieren.«

Capata nickte. »Und das heißt?«

»Es hat noch keinen Leistungsabfall gegeben, aber in den nächsten drei, vier Tagen wäre es wahrscheinlich dazu gekommen. Spätestens dann, denke ich, hätte STELLATRICE reagiert, Maßnahmen ergriffen und mich informiert.«

»Hat sie aber noch nicht.«

»Hat sie nicht«, sagte Gogolja. »Obwohl ihr die Daten vorgelegen haben.«

»Und der Roboter?«

»Der hat dafür gesorgt, dass die Einflusszone deutlich mehr Stringenz aufweist. Er hat damit dem Leistungsabfall vorgebeugt und – ob du es glaubst oder nicht – sogar für eine wenn auch geringfügige Leistungssteigerung gesorgt.«

»Respekt«, sagte Capata. Er wandte sich dem Roboter zu.

»Das hast du getan?«

»Ich gestehe«, sagte der Roboter reumütig.

»Warum?«

»Ich wollte es allen Beteiligten etwas wohnlicher machen«, sagte der Roboter. Sein Schädelsegment pendelte leicht hin und her.

Gogolja fragte die Maschine: »Woher wusstest du, dass hier etwas nicht stimmt?«

»So etwas bemerkt man doch«, sagte der Roboter.

Gogolja runzelte ihre Stirn. »Hat dir STELLATRICE einen Tipp gegeben?«

»Nein.«

Gogolja neigte ihren Kopf zu Capata. »Vielleicht konspirieren sie ja.«

»STELLATRICE und dieser Roboter?«

Gogolja nickte.

»Eine Verschwörung mit dem Ziel, den Flug etwas sicherer, vielleicht sogar schneller zu machen?«

»Hm«, machte Gogolja nachdenklich. »Wie man hört, hast du neuerdings ein wenig Tokajer auf deiner Kabine?«

»Rendörség«, sagte Capata. Es klang wie eine Zauberformel.

Der Türmelder kündigte einen Besuch an. Capata seufzte, stand auf, warf sich ein Nachttuch über und öffnete.

Muvegessis Roboter stand vor der Tür.

»Mein Meister«, sagte der Roboter, und es klang kläglich, »er ist weg!«

Yannish Capata suchte ihn.

Er fand Muvegessi in einem Hangar. Muvegessi saß, eine Armlänge vor dem Hangartor, auf einem Stuhl, vornübergebeugt, die Arme auf die Knie gestützt, und starrte das Tor an.

»Dein Robot schickt mich«, sagte Capata. »Er macht sich offenbar Sorgen um dich.«

»Wohl kaum«, sagte Muvegessi. »Sein Sorgengenerator ist seit Jahrzehnten außer Betrieb.«

»Hm«, machte Capata, stellte sich neben Muvegessi und betrachtete das Hangartor.

Eine Weile lang schwiegen sie.

»Das ist«, sagte Muvegessi schließlich und tippte mit den Knöcheln einer Hand an das Tor, »eine erstaunlich dünne Schicht.«

»Dünn, aber solide«, sagte Capata.

Muvegessi wandte ihm den Kopf zu und musterte ihn nachdenklich. »Sprach die Mikrobe, die in einem Gasbläschen vom Grunde des Ozeans hinauffuhr zum Wasserspiegel.«

Pause.

»Und Plopp!«, sagte Muvegessi.

Zeit verstrich.

Dann gab es Alarm.

Capata hörte sich an, was Coscor zu sagen hatte, legte den SERUN an und rannte los.

Im Hangar stand Muvegessi; das Tor war geöffnet; ein Prallfeld schirmte den Raum vom Vakuum des Weltalls ab.

Muvegessi hielt die Hände im Rücken verschränkt. Er wandte sich nicht um, als das Mannschott sich hinter Capata schloss und der Steward auf ihn zugeschritten kam.

Sie standen Schulter an Schulter. Capatas Visier war geöffnet; die Positronik des SERUNS würde es im Augen-

blick schließen, sollte der Feldschirm aus welchem Grund auch immer kollabieren und die Atmosphäre ins Vakuum entweichen lassen.

Als Muvegessi zu sprechen begann, erkannte Capata die Stimme nicht sofort. Sie war weich, leise, ein wenig brüchig. »Hast du manchmal das Gefühl, dass Gespenster umgehen auf der STELLARIS?«, fragte er.

»Nein«, sagte Capata. »Du?«

Muvegessi dachte eine Weile nach. »Nein«, sagte er. »Aber das ist keine Garantie. Ich denke, die Dämonen scheuen den Weltraum. Sie frieren so leicht; sie brauchen Steine, um sich darunter zu verbergen. Sie sind wie Hundertfüßler. So scheu. Sie lieben die Dunkelheit.«

Muvegessi sprach von ihnen mit einer erstaunlichen Zärtlichkeit.

Da er nicht wusste, was sagen, schwieg Capata.

»Kannst du sie hören?«, fragte Muvegessi.

»Die Dämonen?« Capata schüttelte den Kopf.

»Man sollte meinen, ohne Atmosphäre müssten ihre Stimmen verklingen, niemand hört sie im Vakuum rufen. Aber so ist das nicht. Sie durchdringen den leeren Raum wie das Licht. Nur dass sie eben kein Licht sind, sondern Dunkelheit.«

»Du kannst sie hören?«, fragte Capata.

Wieder zögerte Muvegessi; dann nickte er.

»Ich verstehe«, sagte Capata.

»Ich war bei vielen Medikern«, sagte Muvegessi. »Die Krankheiten, die akustische Wahnvorstellungen auslösen, haben meist ihren Ursprung in einer Stoffwechselstörung. Das lässt sich gut therapieren. Ich war bei terranischen Ärzten, ich war bei Aras. Sie konnten keine Krankheit diagnostizieren.«

Capata musste kurz schlucken. Die Kälte des Raums schien durch unsichtbare Fugen in den Hangar zu dringen. »Hast du mit einem Telepathen gesprochen?«

Muvegessi nickte langsam. »Mit einer Báalol. Groß, fast so groß wie ich, violette Haare, violette Augen. Ein wunderbares Geschöpf.«

»Und?«

»Nach zwei Sitzungen hat sie den Kontakt abgebrochen. Sie hätte ein Echo in mir gespürt, den Nachhall von Stimmen, endlos tief in mir vergraben, dort, wo alle Stätten verlassen sind, und das Leben ein Fremdling.«

»Das hat sie gesagt?«

»Nein, aber es stand auf dem Papierbanner, den ich an jenem Abend aus einem Glückskeks gezogen habe.«

Capata schaute ihn von der Seite her an.

Muvegessi lacht. »Das hat sie gesagt. Ja, das hat sie gesagt. Wahrscheinlich kaufen wir beim selben Glückskeksbäcker. – Was für ein Echo denn? Was für ein Nachhall? Kannst du das verstehen?«

Capata schüttelte den Kopf.

»Ich verstehe es auch nicht«, sagte Muvegessi.

»Vor diesen Dämonen wolltest du in den Raum fliehen?«

»Ja. Würdest du das nicht?«

»Hörst du diese Stimmen auch jetzt?«

Muvegessi nickte langsam und bedächtig.

»Und was sagen sie?«

»Sie rufen«, sagte Muvegessi. »Sie rufen, wie immer. Und sie rufen immer nur ein einziges Wort.« Er wandte Capata das Gesicht zu. Er schaute auf den Steward hinab und lächelte. »Du weißt, welches.«

Capata schüttelte den Kopf, aber er war sicher, dass er es wusste.

Muvegessi formte das eine Wort lautlos mit den Lippen.

Was bleibt zu berichten?

Es ist ja klar, dass Muvegessi eines Tages und nicht lange darauf verschwunden war. Nichts, keine Spur von ihm war auf der STELLARIS zu finden; dabei fehlte kein Beiboot, kein SERUN, keine Rettungskapsel, nichts.

Was also sollen wir noch sagen?

Manche, gerade die astrophysikalisch Interessierten, wünschen vielleicht zu erfahren, wo sich denn Napäa befindet, und wo das Vergil-System. Gut: Das Vergil-System liegt im Zentrumsbereich der Galaxis; für einige Jahrzehnte ist es Mitglied in der ZGU gewesen, aber das ist lange her. Vergil IV – Napäa – ist dünn besiedelt und wird es bleiben. Ob es dort eine Art Hundertfüßler unter den Steinen gibt?

Sicher.

Dämonen?

Wer weiß. Wenn es sie gibt, sind sie entweder öffentlichsscheu oder nicht sehr populär.

Was nun den Roboter angeht, die alte Maschine gatasischer Bauart, die Muvegessi begleitet hat: Es hat sich kein Erbe gemeldet, was niemanden wirklich überraschte. Ein Gataser namens Bonyez Tii war sowohl den terranischen wie den gatasischen Behörden unbekannt.

Seitdem steht er in Capatas Kabine.

Seit Jahren denkt Capata darüber nach, ob es nicht Zeit wäre, die STELLARIS zu verlassen, auf einem Planeten sesshaft zu werden, wo er auf Berge steigen könnte und von deren Gipfel in Täler schauen.

Alniak-VII wäre eine gute Wahl, wo sich das Taugwalder-Gebirge erhebt, eine friedliche Welt im Gürtel des Orion. Das sagt er auch dem Roboter, denn hin und wieder plaudern sie miteinander. Capata hat es der Maschine streng untersagt, ihn *Meister* zu nennen; und wenn der Roboter ihn dennoch so tituliert, was ab und an vorkommt, droht Capata damit, ihm die Positronik zu ölen.

Aber das ist natürlich nur ein Scherz.

Das wäre eigentlich die ganze Geschichte.

Ach ja: Vielleicht wird ja der eine oder andere fragen: »Ob Muvegessis Dämonen eingebildet waren oder nicht, werden wir jetzt nicht mehr erfahren. Zum Teufel damit. Aber: Was haben sie ihm denn nun zugerufen?«

Dabei ist das leicht zu erraten. Dämonen sind, wie man weiß, einsilbige Geschöpfe, und so werden sie Muvegessi ein einziges Wort zugerufen haben, leise oder laut, aber eindringlich und unaufhörlich:
»Komm!«

Erlebnisse

Erlebnis wie bei Grzimek

Was, frage ich die Schüler, habt ihr in den Ferien erlebt?, und die Schüler erzählen dies und das.

Dann sagt Cilla: »Ich bin vom Balkon gefallen.«

Meine Güte, sage ich; wie ist denn das passiert?

Cilla, etwa 16 Jahre alt, im Urlaub in der Türkei, wollte dort ihre deutschen Lieblingsfernsehserien nicht missen und deswegen die Satellitenschüssel der Familie neu justieren. Die Schüssel ist am Balkon angebracht, an seiner Außenwand, weswegen Cilla mit einem Bein über die Wand geklettert ist, sich hinuntergebeugt hat, dabei das Gleichgewicht verloren und so weiter – aus dem zweiten Stock!

Meine Güte!, sage ich, Cilla! Hast du dich verletzt?

»Nein. Zum Glück bin ich ja auf ein Schaf gefallen.«

Welches Schaf?

»Wir halten Schafe in der Türkei, und eines stand direkt unter dem Balkon.«

Meine Güte, sage ich. Hat sich das Schaf verletzt?

»Schon. Aber wir haben es am Abend geschlachtet und aufgegessen. Das Rückgrat – da war nichts mehr zu machen.«

Ich denke: Was für ein gebrauchter Tag für das Schaf. Erst fällt ihm, während es grast und an nichts Böses denkt, vermutlich, aus heiterem Himmel ein Mensch auf den

Rücken, und zum Dank für seine selbstlose Rettung wird es noch am selben Abend aufgegessen.
Als Kind fand ich die Sendungen von Herrn Professor Grzimek immer etwas betulich.

Veltins Fan
Erlebnis wie bei David Ogilvy

Bei Tisch reden Jan, Sophie und Peter über Bierwerbung; es gebe jetzt ein Bier, das heißt Veltins Fun.
Wie könnte man es bewerben?
Jan fällt ein: »Veltins Fun – das *F* steht für Verantwortung!«

Spielfeld
Erlebnis wie bei Dieter Hildebrandt

Dieter Hildebrandt, der immer fußballbegeistert war, hatte lange Jahre beim FC Schmiere gespielt, einem Fußballverein von Mitgliedern der Lach- und Schießgesellschaft. Von Sammy Drechsel ins Leben gerufen, gehörten neben Hildebrandt selbst Rainer Basedow dazu, Werner Schneyder und Bruno Jonas. Manchmal verstärkte sich die Mannschaft mit prominenten Gästen wie Rudi Dutschke, Gerhard Schröder oder Peter Kraus, und gelegentlich gaben sich Berufsspieler die Ehre, Gerd Müller zum Beispiel, Paul Breitner oder Uwe Seeler.
In die Jahre gekommen, habe er, Hildebrandt, quittiert, als ihm Folgendes widerfahren sei: Ein junger Gegenspieler, er wisse nicht mehr genau, welcher, stürmte mit dem Ball auf ihn zu, und er, Hildebrandt, habe überlegt, mit

welchem Trick der Gegenspieler ihn wohl auszutricksen versuchen wollen würde.

Aber der junge Gegenspieler habe gar keinen Trick gebraucht, sondern sei einfach an ihm vorbeigelaufen, habe ihn passiert, als sei er gar nicht auf dem Spielfeld gestanden, sei auf das Tor zugestürmt, dann über die Torlinie hinaus, weiter, immer weiter bis an den Horizont.

Wo er, Hildebrandt, ihn aus den Augen verloren hätte. Nicht alles an dieser Geschichte, beteuerte Hildebrandt treuherzig, sei wahr. Manches aber doch.

Erlebnis wie bei Astrid Lindgren

Travemünde bei der Ankunft im Regen. Weißes Zimmer in einem weißen Haus, davor ein Strandkorb, man hört Küstenmundart. Ruhige Tage, Lektüre von »Die 21. Eine Reise ins Land der koptischen Martyrer« von Martin Mosebach. Die Schwalben von Kairo, die den Sommer in Europa verbringen. Kleine Restaurants mit angeschlossenen Teeläden, auf der Speisekarte viel Fisch; Gerichte mit launigen Titeln.

Mehr Regen am Tag darauf, Fahrt nach Lübeck. Das Grass-Haus ist, einer Installation wegen, geschlossen; das Thomas Mann-Haus sowieso, Schwierigkeiten mit dem neu entdeckten alten Gewölbe, dem Denkmalschutz, der EU.

Ersatzweise das Willy-Brandt-Haus, großzügig, in kostenlosen Broschüren werden Veranstaltungen festgehalten, Helmut Schmidt im Gespräch mit Egon Bahr, der seinerzeitige Plan der NATO, entlang der deutsch-deutschen Grenze einen Gürtel von atomaren Landminen anzulegen, mehr als hundert: »Die Löcher waren auch schon gebohrt, und die Minen lagen bereit [...], geheimgehalten vor dem Bundestag, und vor der Öffentlichkeit sowieso«.

Immer noch Regen, ins Café Niederegger. Thomas Mann hat das (den) Marzipan »Haremskonfekt« genannt. Auch vor der Toilette mächtig Betrieb. Ein Mann im Touristenhabit, als die Tür sich öffnet und ein Gast herauskommt, beschwingt und zu niemand Bestimmtem: »Na, dann will ich mal die Stinkmorchel auswringen!«
Regen auch am letzten Tag; die Schwalben huschen wie dunkle Hologramme eine Handbreit über der Promenade, die fast leer, nur gelegentlich das Geräusch eines Rollkoffers über die Fugen; Radfahrer in signalfarbenen Pelerinen so grell, noch aus dem Orbit sichtbar.
Allmählich schiebt sich, von Süden kommend, eine Fähre, weiß, ins Bild; sie heißt »Nils Holgersson«, am Bug der überlebensgroße Wichtel mit einem triumphalen Lachen im Kindergesicht, seine Gans siegesgewiss, vorwärts ohne Flügelschlag.



Titelbild der *Dr. When*-Kolumne auf diezukunft.de
(Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, München)

Kolumnen

Hup dich glücklich

Zwei Fabeln und eine Geschäftsidee

Wir beginnen diesmal mit einer Fabel, ich nenne sie: »Der Frosch und der Uhu«.

Ein Frosch und ein Uhu gingen ins Kino. Es war ihr erstes Mal. Es roch nach Popcorn und Nachos und nach pfefferscharfer Nacho-Tunke. Das Licht ging aus. Der Vorhang teilte sich. Musik erscholl. Die Leinwand blieb weiß. »Muss das so sein?«, fragte der Frosch nach einer Weile in die berserkerhafte Musik hinein.

»So muss es sein. Genau so«, sprach der Uhu.

»Ich weiß ja nicht«, sagte der Frosch.

»Was weißt du schon?«, erwiderte der Uhu besserwisserisch.

Alles in allem war es ein schöner Abend.

»Morgen«, sagte der Uhu auf dem Heimweg, »probieren wir Netflix.« Dabei betrachtete er die Amphibie verstohlen von der Seite. Eigentlich, dachte der Uhu, sieht sie ganz appetitlich aus.

Was, wird die Leserschaft an dieser Stelle fragen, unterscheidet den Menschen eigentlich von Frosch und Eule, den Tieren überhaupt? Nun, ganz klar: Tiere denken nur ans Vergnügen und an die nächste Mahlzeit. Menschen dagegen haben Geschäftsideen.

Da fällt mir eine Geschäftsidee ein, die von meinem Sohn erdacht wurde. Mein Sohn und ich besitzen Dauereintrittskarten für einen in Dortmund beheimateten Ballspielverein, den ich hier nicht namentlich nennen möchte; dem Kenner sei anvertraut, dass dessen Spieler, soweit sie Dienstkleidung tragen, in einem Bienenschwarm oder unter Hummeln farblich nicht hervorstechen würden.

Wie auch immer, an diesem Spieltag waren wie so oft endlose Karawanen von Autos unterwegs zur Spielstätte, sie standen Stoßstange an Stoßstange, nichts ging mehr. Wir dagegen liefen zu Fuß und überholten ohne Anstrengung manch fetten, vor sich hin dampfenden Boliden und SUVs von der Größe eines Weltkriegsbunkers. Allenthalben wurde fleißig gehupt, denn wer hätte je von einem Stau gehört, der sich nicht durch gutes Hupen in Wohlgefallen aufgelöst hätte?

Ein Jux.

Da bemerkte mein Sohn: »Natürlich hupen die Leute, weil sie sich ärgern.«

Das wäre in Ordnung. Aber müssen sie deswegen ihren lauffähigen Zeitgenossen ohrenbetäubend lästig fallen?

Dazu die Geschäftsidee meines Sohnes: »Man sollte Hupen anbieten, die nur im Innenraum der Autos zu hören sind. Leise Hupen, laute Hupen, Dreiklanghupen, Hupen mit Stahlmembranen und Resonatoren, Druckluflthörner, Nebelhörner und Typhone. Hupen, die heulen, Hupen, die stöhnen, Hupen, die wie das Gekoller im Gedärm eines überfressenen Brontosauriers klingen, scheißegal – Hauptsache, es dringt kein Mucks nach außen. Dann können sich die Staubewohner nach Herzenslust den Frust von der Seele hupen. Und allen wäre geholfen.«

Ohne Zweifel eine schöne Idee. Zukunftsträchtig und unmittelbar einleuchtend. Ich sehe prächtige Hupenwerke aus dem Boden gestampft. Ich sehe Arbeiterschaften mit kräftigen Oberarmen und dem Schalk in den Augen zur Frühschicht marschieren. Ich sehe florierende Aktiengesellschaften entstehen, auf deren Jahreshauptversammlungen Schnittchen gereicht werden, üppig wie die Dividenden. Ich sehe Lehrstühle für Hupologie oder Hupistik an den Universitäten.

Sicher: Wir könnten nun ein Patent auf diese Innenhupe einreichen. Pas de problème. Um aber dem nicht zu unrecht bemängelten Kapitalismus eins zwischen die Hörner

zu geben, erkläre ich unsere Geschäftsidee hiermit zu frank und freiem Allgemeingut: Es bediene sich jeder nach Herzenslust!

Dortmund spielte übrigens vier zu drei.

Will die Literatur uns bereichern? Keine Frage! Will sie uns auch belehren?

Natürlich, sehr verehrtes Publikum, werte Schöffen und Geschworene, Parkwächter und andere Tunichgute, sucht ihr nach Rat und Weisung, nach dem alles entscheidenden Wink. Ihr kauft und lest Ratgeber zum Erfolg, zur Selbstfindung, zum Training des Vagus-Nervs, wie man Depressionen überwindet, Warmwasser spart und sein Vermögen mehrt, nein sagen lernt sowie natürliches Facelifting, Cholesterin senkt, den Darm reinigt und als Frau ein Online-Business aufbaut. Aber ist all dies nicht eitel Firlefanzerei und unnütz Brimborium?

Nun, ich will diese Frage mit einer weiteren Fabel beantworten: »Die Fledermaus und der Sperling«.

Eine Fledermaus hing kopfüber vom Ast einer Esche, als es Abend wurde. Gleich würde sie aufbrechen und ihren ultraschallenen Jagdgesang anheben nach Mücken und anderem Geschmeiß.

Sie grübelte.

Immer schon hatte sie davon geträumt, Spionin zu werden – ob für den BND, die CIA, den Mossad, das wäre ihr gleich. Hauptsache, es wäre ein guter Geheimdienst, der gut zahlte und (jedenfalls nach Meinung der Mainstreammedien) das Gute wollte.

Als es aber heute zu dämmern begonnen hatte, waren ihr, der Himmel mochte wissen warum, Zweifel gekommen. Ob sie, anstatt Spionin zu werden, nicht doch einen Bau-sparvertrag abschließen sollte?

In diesem Augenblick flog ein Sperling vorbei, entdeckte die Fledermaus und dachte bei sich: Meine Güte!

Intelligenz: eingebaut

In der Zukunft ist die Bildung herrlich interaktiv

Seit einiger Zeit schauen wir am Abend mit der ganzen Familie gemütlich gerne das so genannte Privatfernsehen – den deutschen Profitfunk. Denn diese Sender bieten im Übermaß, wonach unser Herz verlangt: nach Werbesendungen nämlich. Die schalten wir dann allerdings auf stumm und synchronisieren sie nach Gutdünken. Das ist meist mehr, selten weniger amüsant. Einer meiner All-Time-Favoriten ist eine Werbung, in der Postpakete, die (glaube ich) von Amazon auf den Weg gebracht und mit einem dienstbar-selbstvergessenen Lächeln bemalt worden sind, unterwegs zu einem couchhütenden Kunden lauthals singen: »Wacht auf, Verdammte dieser Erde, / die stets man noch zum Hungern zwingt! / Das Recht wie Glut im Kraterherde / nun mit Macht zum Durchbruch dringt. / Reinen Tisch macht mit dem Bedränger! / Heer der Sklaven, wache auf! / Ein Nichts zu sein, tragt es nicht länger / Alles zu werden, strömt zuhauf!«

Überhaupt mag ich die Werbeunterbrechung. Man lehnt sich entspannt zurück, liest ein paar Seiten in einem guten Buch oder schont einfach mal die Augen. Werbezeit – geschenkte Lebenszeit. Wieviel entspannter wäre doch die Welt, wenn hier und da auch im wirklichen Leben Werbeunterbrechungen geschaltet würden! Unsere Schulen sind da, wie man hört, auf dem besten Weg. Schließlich werden die Gebäude neuerdings mit digitalem Bildungsgerät ausgestopft, dass es eine Freude ist. Interaktive Whiteboards an allen Wänden! USB-Sticks und Pads statt Buch und Hausaufgabenheft! Wer heutzutage nicht mit Strom unterrichtet, ist aus der Zeit gefallen.

Was aber passiert, wenn ich jedes »Dies & Das« google, statt es papieren nachzuschlagen? Richtig: ein Werbeblöckchen poppt auf. Das ist immer hilfreich – klicke ich beim Onlinebuchhändler meines Vertrauens einen Titel

an, informiert mich der freundliche Algorithmus sogleich: Kunden, die diesen Titel kauften, kauften auch ...

Ein nützliches Verfahren, keine Frage. Hier ist noch viel pädagogisch-didaktisches Gold zu schürfen: »Schülerinnen und Schüler, die nach diesem Weltkrieg googelten, googelten auch nach: Blitzkrieg, Bomberangriff, Verdunkelung« – warum an dieser Stelle in Zukunft nicht ein dezentler Hinweis auf die Möglichkeit, einen Ausbildungsvertrag bei der Bundeswehr unseres Vertrauens abzuschließen mit dem Ziel, die Welt zu einem sichereren Ort zu machen? Das Kriegshandwerk zu erlernen mit der Absicht, Weltfrieden zu stiften? Heißt es doch nicht umsonst: »Wenn du Frieden willst, bereite den Krieg vor.« Beziehungsweise: »Si vis pacem para bellum.« Sagt wer? Sagt Marcus Tullius Cicero. Wer das ist? Googelt doch mal! Ein römischer Ritterssohn aus Arpino. Arpino? Stadt in der italienischen Provinz Latium, in der Zeit der Staufer von Konrad IV. zerstört. Konrad who? Konrad, König des Heiligen Römischen Reiches, starb 1254; seine Witwe heiratete Meinhard II., Graf von Görz und Tirol – und Popp: Mach doch mal wieder Urlaub in Tirol! Angebote für ein »Spar & Spa«-Wochenende bei BestRest und Bookme.com in Verbindung mit dem Ichbindannmalweg-Tarif der Bahn.

Wie sind wir jetzt darauf gekommen? Ach ja, der Krieg, Vater aller Dinge.

Ich habe bei dieser Gelegenheit auch mal »Whiteboard« gegoogelt und erfahren: Der CO₂-Ausstoß einer Schule mit, sagen wir mal, vierzig Räumen produziert bei Einsatz der Whiteboards bis zu sieben Kilogramm CO₂ pro Unterrichtstag zusätzlich, also etwa vierzehn Tonnen CO₂ im Jahr. Ein schöner Nebeneffekt. Wenn das System projektorbasiert arbeitet, müsste der Raum gegen das blendende Tageslicht verdunkelt werden. Verdunkelung – hatten wir das nicht eben noch beim Stichwort Weltkrieg?

Ja, hatten wir, und das ist ja auch gut so: Der aktuelle Unterricht soll ebenso individualisiert wie vernetzt sein.

Und wenn das System mal ausfällt?

Warum sollte das System ausfallen? Hat je jemand davon gehört, dass ein digitales System ausfällt? Finsterer Aberglaube, das!

Ein smartes Whiteboard mit 86 Zoll Bilddiagonale, »verzögerungsfreiem Multi-Touch und eingebauter Intelligenz« ist, wie ich ergoogelt habe, schon für 8499 bis 11499 Euro zu haben. Sollte uns nicht schon die »eingebaute Intelligenz« diesen Pappenstiel wert sein?

Ach, wer hätte nicht schon immer gerne auf den neuesten Schrei gehört! Erinnert sich noch jemand an die seligen 1970er Jahre, als allenthalben Sprachlabore in den Schulen wucherten? War man sich seinerzeit doch sicher, derartige Labore (was für ein sexy Begriff!) würden das Fremdsprachenlernen revolutionieren.

Wo mögen sie hin sein, diese Sprachlabore? Haben sie in weiser Voraussicht Platz gemacht für die Whiteboards unserer Zeit? Und wie wird man diese unsere Epoche mit ihrer Lieferando-Mentalität und der eingebauten Intelligenz einmal nennen?

Ich sehe sie schon kommen, die schöne neue Welt: Die Wohnungen sind wieder verdunkelt, denn ein neues, allumfassendes Bildungsbürgertum sitzt auf der Couch und lässt sich von der eingebauten Intelligenz auf einem erleuchteten Whiteboard die Weltgeschichte erklären. Die Straßen leer, nur einige autonome Sprinter sind unterwegs, um die Haushalte mit Schuhen, Pizzen oder Elitepartnern zu versorgen. Hin und wieder stehen wir auf, gehen zur Tür und nehmen von einer fleißigen Drohne ein Paket in Empfang, und wenn wir es öffnen, erklingt leise und wie von ganz fern: »Reinen Tisch macht mit dem Bedränger! / Heer der Sklaven, wache auf!«

Aber ach, es drängt uns ja nichts.

Herr Xi und die Peking-Enten der Zukunft

In China, das ist eine Tatsache, gehen die Uhren anders

Neulich begegnete ich einem alten Bekannten, ich will nicht sagen Freund, aber Bekannten eben doch. Er heißt Xi Jinping, ist überzeugter Chinese und macht, glaube ich, in Peking irgendwas mit Medien.

Viele sagen dies oder das zu ihm, »mein guter Freund« oder »Jinipingi«. Ich nenne ihn meist »Herr Xi«, das klingt ebenso würdig wie höflich, und es passt ja auch.

Jedenfalls, Herr Xi hatte mir eine Pekingente mitgebracht, weil er weiß, dass ich Pekingente liebe. Das dunkle Fleisch, die knusprige Haut, die leckere Pflaumensauce. Dann erzählte er mir, wie üblich, ein Paar Shanghai-Witze. Shanghai ist, ein jeder weiß es, das Ostfriesland der Chinesen. Man könnte auch sagen, Ostfriesland ist das Shanghai Europas – man könnte, tut es aber nicht.

Er fragte mich dies und das, und ich fragte ihn dies und das. Irgendwie, ich weiß nicht wie, kamen wir auch auf Odessa zu sprechen. Odessa?, fragte er. Mir kein Begriff.

Doch, doch, sagte ich, etwas verwundert. Odessa. Diese Hafenstadt in der Nähe von Russland.

Russland?, fragte er und bewegte das Wort im Mund wie, sagen wir mal, einen Pfirsichkern, den man unverhofft in der Pflaumensauce gefunden und auf den man eben schwungvoll gebissen hat. Herr Xi hat, nebenbei, ein mächtig schönes Gebiss.

Ja, sagte ich. Russland.

Er schüttelte bedauernd den Kopf. Nein, sagte er, da klingelt bei mir nichts.

Liegt zwischen China und Polen, sagte ich, ohne belehrend klingen zu wollen. Er wird nicht gerne belehrt, und wenn manche ihn mit Winnie dem Puh-Bären vergleichen, verdrießt ihn dies sehr. Mich würde das nicht verdrießen, aber ich bin ja auch nicht Herr Xi und stecke also auch nicht in dessen Haut.

Zwischen China und Polen?, fragte er.
 Exakt, sagte ich und nickte aufmunternd.
 Ach, sagte er. Kann sein, kann sein nicht. Wie geht es der Gattin?
 Danke der Nachfrage, sagte ich. Wir haben ein neues Fahrrad.
 Fahrräder sind gut, sagte Herr Xi. In der chinesischen Nationalhymne heißt es ja auch: »There are ten million bicycles in Beijing / That's a fact / It's a thing we can't deny.«
 Nine, korrigierte ich, nine million, nicht ten.
 Sind wieder mehr geworden, sagte Herr Xi. Vorwärts immer, Rückwärtsgang nimmer. Wir halten unsere Hymne auf dem Laufenden.
 Ich sagte: Außerdem ist das gar nicht die chinesische Nationalhymne, sondern ein Hit von Katie Melua.
 Ja, kann auch sein, räumte Herr Xi ein und tunkte einen Happen Entenknusperhaut in die Pflaumensauce. Was denn für ein Fahrrad?
 Ein grünes, sagte ich.
 Er nickte verständnisinnig. Mit Satteltasche?
 Versteht sich, sagte ich. Und einer schweren, schweren Stahlkette gegen Diebe.
 Diebe sind fies, sagt er. In China werden Fahrraddiebe gehängt.
 Echt jetzt?, fragte ich.
 Er lachte schallend und rief: reingefallen! Nein: sie werden gevierteilt, in ein Umerziehungslager geschickt und nach Tianzhu in ein Postamt versetzt, wo es keine Briefmarken gibt und keine Briefkästen. Nichts, gar nichts gibt es da, nur den durchsichtigen Himmel und hin und wieder einen Yakfurz.
 Ich schüttelte missbilligend den Kopf. Man soll Menschen nicht vierteilen, nicht einmal Fahrraddiebe.
 Warte, das schreibe ich auf, sagte Herr Xi. Er zog ein Notizbüchlein aus seiner Jackentasche, ein schwarzes Moles-

kinbüchlein, schlug es auf, hatte hastunichtgesehen einen Bleistiftstummel in der schriftführenden Hand, leckte die Spitze kurz an und notierte: »Menschen nicht vierteilen!« Dann sagte er: »Ist gebongt.«

Wir plauderten noch ein wenig über die Weltlage. Alain Berset, der Bundespräsident der Schweiz? Langläufer, habe viel um die Ohren, seit die Schweiz zu einer Filiale der UBS geworden sei. Xavier Bettel, der Premierminister von Luxemburg? Seine Augen leuchteten: Mein großes Vorbild! Fachmann für See- und Kirchenrecht, mutig! Er bewundere ihn sehr und habe sogar eine Autogrammkarte von ihm. King Charles? He is such a funny thing, radebrechte Herr Xi, und weiter: Sein königliches Herz gehört bekanntlich der Orthodoxie, Athos, die Ikonen und so weiter. Jetzt muss der arme Kerl den Obermufti der Anglikaner geben. Aber er wird sich denken: Anglikaner, Schmanglikaner – im gleißenden Licht der Gottesmutter verblassen die Konturen zwischen den Glaubensrichtungen und Denominationen.

Zum Abschied schenkte Herr Xi mir etwas: eine Maneki-Neko, eine Winkekatze aus solidem Kryptonit, verziert mit Intarsien aus Obsidian und Jade, es schimmerte wie ein Hot Wheel Automodell der 1970er-Jahre. Der linke Arm bewegte sich dank Sonnenkollektor auf und nieder. Diese Chinesen!, durchfuhr es mich.

Ich postierte die Winkekatze auf der Fensterbank. Herr Xi ging davon; sie winkte ihm noch eine ganze Weile nach. Täuschte ich mich, oder wurde ihr Grinsen breiter mit jedem Schritt, den Herr Xi ins Ungefähre der Dämmerung tat?

Fragen über Fragen.

Wird die Zukunft chinesisch sprechen? Portugiesisch mit brasilianischem Akzent? Wird sie nach Kaffee schmecken oder Safranreis mit indischem Curry?

Ich fragte Chat GPT; sie schrieb mir: »What the fuck? Who cares?« Ganz befriedigend finde ich die Auskünfte der KI noch nicht.

Am Abend hielt, da die Sonne versunken, die Winkekatze endlich inne. Ich öffnete das Fenster und meinte, in der Ferne das Klingeln der im Sandsturm verlorenen Fahrräder Pekings zu hören, ein ganz feines Knirschen auch, den Wüstensand. In eben dieser Ferne glaubte ich, tibetani-sche Wimpel von himalayahohen Schnüren wehen zu sehen, die Farben verwittert. Ich stellte mir vor, wie in China auf einem Teich die Enten gründeln, während von den Bäumen reife Pflaumen tropfen, bereit, ihren Dienst in würziger Tunke zu tun. Ob die Enten diesen Zusammenhang sehen?

Ach, wer sieht schon Zusammenhänge.



Veranstaltungsplakat für die Live-Hörspiel-Aufführung der *Spielkinder* am 24. August 2019 zur Eröffnung der Ausstellung *Aliens welcome!* auf dem Kulturgut Haus Nottbeck in Oelde

Hörspiel

Spender

(Naturgeräusche, das Ratschen von Eichelhähern, Wind in Wipfeln etc.)

In einer nicht allzu fernen Zukunft.

Vor etwa 30 Jahren sind Alien-Artefakte auf der Erde gelandet: ebenmäßige Zylinder, die mindestens 4,33, maximal 86,60 Meter hoch sind – hoch wie eine aufgerichtete Giraffe oder ein mittlerer Kirchturm.

Sie sind verspiegelt. Da sie ihre Umgebung spiegeln, haben sie etwas Chamäleonhaftes. Sie wirken zugleich ganz und gar eingebettet in ihre Umwelt, und, andersartig, dieser Umwelt entrückt.

Dies sind die *Spender*.

Sie tun, was der Name verspricht: Sie spenden.

Das heißt: Sie vervielfältigen materielle Gegenstände: Bücher, Bilder, Nahrungsmittel, Medikamente, sogar kleinere Körperteile und Organe (Drüsen, Nieren, abgetrennte Finger oder Zehen).

Man legt die zu duplizierenden Objekte dazu in eine Schublade, die aus dem unteren Teil des Spenders ausfährt. Die Schubladen sind verschieden groß, allerdings hängt ihre Dimension anscheinend nicht von der Größe des Spenders selbst ab: In manchen hoch aufragenden Exemplaren gibt es Laden, die kaum eine Handspanne messen, in den Schubladen andere, kleinere Spender finden ausgewachsene Maschinen Platz.

Der Duplikationsprozess dauert je nachdem: mal nur wenige Sekunden, mal Stunden.

Inwieweit die Dauer von der Vorlage abhängt, ist noch nicht erforscht.

Die Fertigstellung des Duplikats wird durch einen eigenartigen Ton angekündigt, wie man ihn ähnlich von einer geschlagenen Klangschale hören könnte.

Die duplizierten Gegenstände gleichen den Vorlagen weitestgehend, sind aber auf gewisse Weise perfekt, idealisiert: Duplizierte Maschinen fallen nicht aus; duplizierte Körperteile beweisen große Selbstheilungsfähigkeiten; sie altern langsamer, erkranken nicht.

Kurz nach Sonnenuntergang beginnen die Spender, Geräusche von sich zu geben, diese Geräusche klingen teils maschinell, teils wie die Gesänge von Walen.

Möglicherweise kommunizieren die Spender untereinander; gegen Mitternacht werden sie still.

Die nach Mitternacht duplizierten Gegenstände können sonderbare Eigenarten entwickeln, sie sind nicht ganz verlässlich. Die meisten Menschen meiden daher diese so genannte Dunkelware. Aber es soll Menschen geben, die Dämmerhändler, die eben diese Dunkelware wollen.

Nicht jedermann schätzt die Spender, manche hassen sie geradeheraus. Viele wurden von den Spendern in den Bankrott getrieben. Andererseits – was heißt schon bankrott? Niemand benötigt mehr Geld: Die wesentlichen Dinge und mehr sogar liefern die Spender, überreichlich. Gold, Platin, Diamanten? Bitte sehr! Jedem, so viel er tragen kann.

Jederzeit, für alle und unbegrenzt verfügbar, haben diese Dinge ihren Wert verloren.

Fast in jedem Haushalt gibt es zudem Batterien aus den Spendern, deren Energie unerschöpflich scheint. Licht und Kühlschränke, Autos und Flugzeuge arbeiten mit den gespendeten Batterien. Die alten Stromtrassen sind gekappt; an den verlassenen stählernen Masten ranken sich Efeu, Glockenreben und Explodiergurken empor. Sie sind unter Natur- und Denkmalschutz gestellt, Mahnmale einer unter Strom stehenden Epoche.

Es hat in der ersten Zeit etliche, sogar staatlich befohlene Anschläge auf die Spender gegeben. Das hat sich gelegt. Kein Staat greift die Spender noch an, ja, man könnte sagen, dass im Licht der Spender alle Staaten durchsichtiger geworden sind, leichter, immaterieller: Wo die Not endet, endet auch der Staat.

Wer heute die Spender angreift, tut es auf eigene Faust, und dergleichen geschieht. Deswegen werden die meisten Spender nun bewacht, die ist die Aufgabe der Spender-Miliz.

Meist wohnt der Wächter oder wohnen die Wächter in einem so genannten Miliz-Häuschen, urige Typen oft, oder von einem unausrottbaren Hausmeister-Gen programmiert.

Sämtliche Versuche, in einen der Spender einzudringen oder ihn zu öffnen, sind bislang gescheitert. Entweder widerstand die spiegelnde Oberfläche den Kräften der eingesetzten Maschinen, oder die Spender, beim Einsatz größerer Gewaltmittel, lösten sich auf in einen feinen, immer weiter, förmlich zu nichts zerfallendem Staub.

Natürlich haben die Menschen versucht, mit den Spendern zu kommunizieren. Ohne Erfolg.

Die Spender stehen auf Marktplätzen und Parkplätzen; sie stehen in Gärten, durchbrechen die Dächer von Häusern und Autobahnbrücken; man findet sie in der Wüste, auf Halligen, auf den Gipfeln von Bergen und in den Tiefen der Moore und der Heide. Wie man sich früher behaglich fühlte, wenn ein Ziehbrunnen in der Nähe lag, bevorzugen die Menschen heute die Nachbarschaft eines Spenders.

Der Spender, von dem wir erzählen, steht in einem Wald, auf einer Lichtung. Ein Waldweg führt hierhin, man hört die ein wenig ungleichmäßigen Schritte einer Person, die mal über Wurzeln steigen muss, mal einen verdorrten Zweig bricht beim Auftreten.

Vögel zwitschern, ein Trupp Eichelhäher rätscht. Wind fährt durch die Wipfel.

Ein Mann sitzt im Schatten eines Baumes auf einem Klappstuhl, wie ihn Regisseure benutzen.

Derjenige, der nun kommt, zögert eine Weile, schaut, beobachtet; dann geht er auf den Mann auf dem Klappstuhl zu. Der Mann, der auf die Lichtung tritt, trägt Stiefel, eine Jacke, eine Schultertasche.

Der Mann, der kommt, heißt Mo.

Der Mann, der sitzt, heißt Orron.

Mo: Ich habe Sie beobachtet.

Orron: Sie haben mich beobachtet? Wieso?

Mo: Ich habe Sie beobachtet. Sie sitzen nur hier und tun nichts. Sie starren den Spender an, aber Sie tun nichts.

Orron: Ich tue nichts? Was soll ich denn tun?

Mo: Das, wozu man zum Spender kommt. Seine Sache in den Spender geben. Dazu sind Sie doch hier, oder?

Orron: Und? Und deswegen haben Sie mich beobachtet?

Mo: Ich habe Sie beobachtet. Sie sitzen und sitzen, und tun nichts.

Orron: Muss spannend gewesen sein, mich zu beobachten. Tun Sie häufiger – beobachten?

Mo: Vielleicht werde ich Sie übrigens melden.

Orron: Wem wollen Sie mich melden?

Mo: Der Spender-Miliz.

Orron: Sehen Sie hier ein Miliz-Häuschen? Haben Sie eines beobachtet?

Mo: Der Spender hier ist zu klein. Bei so kleinen Spendern werden keine Miliz-Häuschen gebaut. Aber man kann die Miliz anrufen. Man kann ihr eine Notiz schicken.

Orron: Dann schicken Sie doch eine Notiz. Oder haben Sie Ihre Notiz schon geschrieben?

Mo: Nein.

Orron: Das sollten Sie aber. Ich könnte hier ja noch länger sitzen und nichts tun. Nicht auszudenken, wenn das der Miliz nicht zur Kenntnis gebracht würde.

Mo: Vielleicht ist das so. Es könnte meine Pflicht sein. Vielleicht wollen Sie ja den Spender zerstören.

Orron: Habe Sie mich dazu Anstalten machen sehen?

Mo: Nein. Aber Sie könnten mich bemerkt haben und nur darum noch zögern. Weil ich Sie verraten würde. Weil ich Sie hindern würde.

Orron: Sprechen Sie mich deswegen jetzt an? Damit ich den Spender nicht zerstöre?

Mo: Sollte ich nicht? Jeder Spender ist wertvoll. Sie sind unersetzlich. Und deswegen unverzichtbar.

Orron: (lacht)

Mo: Warum lachen Sie?

Orron: Über Ihre Logik. Was unersetzlich ist, soll unverzichtbar sein. Wie kommt man auf so etwas?

Mo: Es stimmt doch.

Orron: Jeder Mensch ist unersetzlich. Jeder Mensch ist verzichtbar. Stellen Sie sich nur vor, wie leicht Sie auf mich verzichten könnten.

Mo: Sie müssen zugeben, dass schon Spender zerstört worden sind. Und es ist keiner nachgekommen.

Orron: Ja, es sind Spender zerstört worden. Ich weiß das. Alle Versuche, in einen der Spender einzudringen oder ihn zu öffnen, sind bislang gescheitert. Entweder haben sich die Spender als resistent erwiesen, oder – beim Einsatz größerer Gewaltmittel – sie haben sich zu einem feinen, immer weiter zerfallenden Staub aufgelöst. Dieser hier ist, wie man leicht sieht, noch nicht zu Staub zerfallen.

Mo: Noch nicht.

Orron: Was liegt Ihnen an diesem Spender? Es gibt jede Menge Spender auf der Welt. Wenn der hier nicht mehr wäre, gehen Sie einfach zu einem anderen.

Mo: Dieser hier liegt ganz in meiner Nähe, aber noch nicht in der Stadt. Eine halbe Stunde mit dem Auto bis

zum Parkplatz, von dort eine halbe Stunde zu Fuß hierhin. Ich mag den Spaziergang. Ich mag es, wie abgelegen dieser Spender ist. Ich mag auch abgelegene Gehöfte; wenn ich daran vorüberfahre, überlege ich, wie es wäre, da zu wohnen. Allein.

Orron: Allein, aber mit einem Spender als nächstem Nachbarn.

Mo: Ich bin nicht allein. Wenn man allein wäre, brauchte man keinen Spender. Man brauchte überhaupt wenig.

Orron: Demnach leben Sie nicht allein?

Mo: Ich habe eine Schwester. Sie heißt Max. Sie ist jünger als ich. Ein Nesthäkchen.

Orron: Max. Sie leben mit Ihrer Schwester Max zusammen.

Mo: Ja. Max ist leider krank. Es gibt nur ein Medikament, das ihr hilft. Ein wenig Linderung, zunächst. Dann habe ich es hier duplizieren lassen, und der Spender hat es nach und nach verbessert. Jetzt ist es eine sehr wirksame Arznei.

Orron: Dann sollten Sie es bald in die Schublade legen, dieses Medikament für Max. Es wird Abend. Sie wissen, dass die Spender ihre Spenden nach Mitternacht entstellen. Oder sind Sie ein Dämmermann und wollen Dunkelware? Will Ihre Schwester Dunkelware, Max?

Mo: Nein. Natürlich nicht. Wir sind froh, dass wir das richtige Medikament haben. Ohne das Medikament ...

Orron: Ohne das Medikament?

Mo: Ich weiß nicht, was wir ohne das Medikament machen würden. Ohne den Spender.

Orron: Ja. Wie stünden wir da, ohne Spender?

Mo: Wir können uns das gar nicht mehr vorstellen, nicht wahr? Ein Leben ohne Spender. *(Er lacht.)* Als ich Kind war, haben wir Zukunftsfilme gesehen. Immer wollten da die Aliens die Erde erobern, immer haben sie etwas gesucht, was ihnen auf ihrer eigenen Welt verloren gegangen ist, Rohstoffe. Und Wasser. Oder sie suchten Infinity Steine, Zeitsteine, Machtsteine, Klunker. Und die Men-

schen mussten sich wehren. Und am Ende lag alles in Schutt und Asche, die Aliens waren tot, die Menschen bauten alles wieder auf. Das war es, was der Weltraum uns brachte: schiere Vernichtung.

Orron: Der Traum aller Architekten und Baufirmenbetreiber und Baggerführer, nicht wahr? Da haben wir es heute besser. Niemand hat uns überfallen. Gegen die Spender müssen wir uns nicht wehren. Sie wollen nichts von uns. Stattdessen geben sie uns alles, was wir wollen. Und wenn es ihnen um Infinity-Steine ginge: Wir würden sie ihnen geben, sie würden sie kopieren, und weg wären sie wieder. Nick Fury und die Agenten von SHIELD hätten einen friedvollen Job.

Mo: Sind Sie ein Defender?

Orron: Was?

Mo: Ein Defender. Jemand, der meint, dass die Spender Invasoren sind, gegen die man die Welt und die Menschheit verteidigen müsste. Dass sie Eroberer sind, die uns alles geben, aber eben dadurch aller Fähigkeiten berauben. Irgendwann sind wir so abhängig von ihnen, dass wir untergehen, wenn sie sich dann zurückziehen. Dann kommen die wahren Aliens, die Herren der Spender, und übernehmen die Erde ohne jede Gewalt. Wir sind ja nicht mehr da, weil untergegangen. Ausgelöscht wie verhätschelte Kinder, die man allein im Wald ausgesetzt hat, den Wölfen und Bären und Hexen.

Orron: Womöglich würden wir untergehen. Schwer vorstellbar, nicht mehr dazusein, oder?

Mo: Also?

Orron: Also – was?

Mo: Sind Sie so ein Defender?

Orron: Nein. Ich bin kein so ein Defender.

Mo: Gut.

Orron: Was wäre gut daran?

Mo: Es ist gut, weil ich die Defender hasse. Sie denken nur an sich. Sie würden über Leichen gehen. Sie würden die

ganze Menschheit opfern, um sie vor den Spendern zu retten. Ich denke, die meisten Defender haben auch früher schon alles besessen, und jetzt sind sie wütend, dass alle alles haben, und sie wollen es so haben, wie es früher war. Arm und reich.

Orron: Das kann man verstehen: Ohne die Armut der anderen muss Reichtum nur das halbe Vergnügen gewesen sein.

Mo: Ja. Ich hasse die Defender.

Orron: Gibt es sie wirklich? Oder sind sie nur ein Mythos?

Mo: Die Defender? Sicher gibt es sie!

Orron: Kennen Sie einen?

Mo: Ich? Nein. Woher denn?

Orron: Aber Sie kennen jemanden, der einen Defender kennt?

Mo: Nein. Aber es gibt sie. Es gibt sie ganz sicher. Aber die Miliz passt auf und behütet die Spender. Wozu gäbe es die Miliz sonst?

Orron: Das habe ich mich auch schon gefragt. Eine gute Frage, übrigens.

Mo: Aber dann müssen Sie doch auch von den Defendern gehört haben.

Orron: Habe ich ja. Eben noch. Von Ihnen. Vielleicht sind Sie ja einer der Defender?

Mo: Ich? Wieso ich?

Orron: *Ich? Wieso ich?* – Es ist ja kein Vorwurf. Nur eine Frage. Sagen Sie: nein. Oder sagen Sie: ja. Mir ist es egal. Dann ist der Fall für mich erledigt. Ich bin ja nicht von der Miliz.

Mo: Ich bin auch nicht von der Miliz. Und ich bin kein Defender. Ich bin nur – normal. Ein ganz normaler Mensch, ich hole Medikamente für meine Schwester.

Orron: Für Max.

Mo: Ja.

Orron: Wie man früher zu Apotheken gegangen ist. Früher, als es noch Machtsteine gab und diese Marvelfilme,

in denen wir gegen Insekten aus dem Weltall gewinnen. Und Aliens, die uns fressen wollten.

Mo: Sie haben sie auch gesehen.

Orron: Sicher. Wir haben sie alle gesehen. Wir haben den Tag über gearbeitet, und am Abend haben wir Filme gesehen. Filme, in denen Menschen alles Mögliche gemacht haben, in denen sie zu Spinnen geworden sind und zu Eisenmännern und zu Helden, die alles Mögliche gemacht haben, nur ins Kino sind sie nie gegangen und sie haben keine Filme gesehen.

Mo: Was wollen Sie damit sagen?

Orron: Nichts. Ich will gar nichts sagen. Ich habe gar nichts sagen wollen, ich hatte nur meine Ruhe haben wollen.

Mo: Da ist die Umgebung eines Spenders der falsche Ort.

Orron: Abseits im Wald. Eine halbe Stunde zu Fuß vom Parkplatz entfernt, wie Sie selbst gesagt haben.

Mo: Aber in Sichtweite zum Spender. Was wollen Sie hier?

Orron: Ich kann ja gehen. Ich will nicht stören. Ich gehe spazieren, tiefer in den Wald. Machen Sie Ihr Ding. Holen Sie die Arznei für Max.

Mo: Das sollte ich tun.

Orron: Was fehlt Ihrer Schwester eigentlich?

Mo: Es ist eine seltene Krankheit. Es hat etwas mit dem Darm zu tun und den Bakterien im Darm. Da leben 100 Billionen Bakterien, und sie liefern Bausteine für Hormone. Ich bin kein Arzt. Ich habe mich nur damit befasst, als Max krank geworden ist. Wissen Sie, dass wir über ein Kilogramm Bakterien in uns haben, im Darm, im Mund? Zusammen wiegen sie mehr als unser Gehirn. In Maxens Darm kann ein bestimmtes Bakterium nicht siedeln. Es heißt B.l.1714. Einen anderen Namen hat es nicht, zwei Buchstaben, vier Ziffern. Es kann da nicht leben. Deswegen hat Max Schwierigkeiten, glücklich zu sein.

Orron: Glücklich zu sein? Es geht um Glück?

Mo: Sie wissen ja nicht, wovon Sie reden. Maxens Körper produziert zu wenig Dopamin, Serotonin und so. Ihr fehlen die B.I.1714.

Orron: Und das Medikament ersetzt diese B.I.1714?

Mo: Ich habe keine Ahnung, was es tut. Vielleicht macht es den Darm bewohnbar. Vielleicht schickt es Nachbildungen dieser Bakterien. Jedenfalls macht es, dass Max leben will. Sie starrt nicht mehr jedes Auto an, das uns entgegenkommt, und denkt: Mach einen Schritt auf die Straße, das Auto ist die Tür, die nach draußen führt. Der Fluchtweg aus der Krankheit. Max lebt, weil sie leben will. Dafür brauche ich den Spender. Diesen Spender, weil er das Medikament immer weiter verbessert. Was schauen Sie so? Es ist mir übrigens egal, wie Sie schauen, und ob Sie das verstehen oder nicht.

Orron: Ich verstehe das. Wie sollte das jemand nicht verstehen. Ich weiß, dass wir immer Schwierigkeiten mit diesen seltenen Krankheiten hatten.

Mo: Ja, Schwierigkeiten. Die Schwierigkeiten waren Durchfall, oft und blutig. Fieber, Bauchschmerzen, Gelenkschwellungen. Schwierigkeiten, ja. So kann man sagen.

Orron: Das tut mir leid. Ein Glück für Max, dass die Spender gekommen sind. Ein Glück.

Mo: Ja, ein Glück. Eine Erleichterung. Ein Segen, wenn man so will. Ein Segen.

Der Spender beginnt zu tönen. Die Sonne ist untergegangen. Der Gesang ist eine Art akustischer Kippfigur. Mal klingt er maschinell-rhythmisch, mal organisch, das Rufen ferner Wale in der Tiefsee.

Orron: Hören Sie? Der Spender singt. Gehen Sie und holen Sie Ihren Segen. Holen Sie ihr das Medikament. Lassen Sie Max nicht warten. – Was ist? Worauf horchen Sie?

Mo: Da kommt doch jemand. (*Ruft:*) Max? Max, bist du das?

Max: (*kommt*) Mo. Wo bleibst du denn?

Mo: Du solltest doch im Auto bleiben. Warum bleibst du nicht im Auto?

Max: Wer ist dieser Mann?

Mo: Ich weiß nicht, wer das ist. Oder wie er heißt.

Orron: Ich heiße Orron. Hallo, Max.

Max: Orron? Wer ist das, Mo? Warum kennt er mich?

Mo: Ich hab ihm von dir erzählt.

Max: Von mir erzählt? Warum? Wer ist das? Was gehe ich ihn an?

Orron: Nichts, Max. Es war nur ein Gespräch, Max. Wir haben über die Spender gesprochen und über alte Kinofilme. Über Spiderman und die Infinity-Steine, und darüber, dass man am Ende der Filme immer die ganze Welt wieder neu aufbauen musste. Nick Fury. Solche Sachen. Kindereien.

Max: Solche Sachen? Wozu? Und das Medikament, Mo?

Mo: Ich hole es. Ich hole es auf der Stelle, Max.

Max: Ja. Bitte.

Mo geht los. Er hat es nicht weit. Der Spender steht auf der Lichtung. Hin und wieder bricht ein später Sonnenstrahl durch die Wolken und die Wipfel wie ein Skalpell. Er trifft den Spender und dessen Verspiegelung leuchtet auf. Ein Trupp Eichelhäher rätscht laut, der Trupp fliegt auf, die blauen Federn strahlen; ein einzelner Vogel landet, der Trupp zögert; der einzelne Häher hüpfte, hält inne, spreizt den Schwanz kurz auf. Er legt den Kopf schräg, als beobachte er Mo und den Spender. Dann entdeckt der Häher eine Eichel.

Er nimmt sie sich und verliert dabei eine seiner blauen Federn. Orron steht auf und holt sie sich, steckt sie in eine Jackentasche.

Die Schublade des Spenders fährt aus. Mo holt aus der Schultertasche einen Plastikbeutel mit einer Neige weißen Pulvers. Er öffnet den Beutel und schüttet das Pulver in die Lade. Die Lade schließt sich.
Mo wartet.

Orron: Warum schüttet Mo das Pulver aus? Warum hat er es nicht mitsamt dem Beutel in die Lade gelegt? Groß genug ist die Lade nun wirklich.

Max: Mo sagt: Sehr groß sogar. Er kennt keine größere Schublade. Möglich, dass er fürchtet, das Restchen Pulver würde sich darin verlieren.

Orron: Als wäre je etwas in einer Schublade verloren gegangen. Schließlich haben diese Schubladen ja keinen doppelten Boden, oder?

Max: (*lacht*) Nein, haben sie nicht. Jedenfalls sagt Mo: Es ist besser so.

Orron: Sagt Mo.

Max: Ja. Glauben Sie ihm nicht?

Orron: Doch. Natürlich. Es wird so sein, wie er sagt. Warum sollte es auch nicht so sein?

Max: Das weiß ich nicht.

Orron: Es wird so sein, wie er sagt.

Max: Mo hat überlegt, ob er mich operieren lassen soll. Aufschneiden, meinen Darm entfernen.

Orron: Was? Was sagen Sie?

Max: Er würde meinen Darm in den Spender geben, und ich würde einen gesunden Darm erhalten. Er sucht einen Arzt, der die Operation vornehmen könnte. Einen Chirurgen. Einen guten Chirurgen.

Orron: Oh, ich verstehe. Aber wirkt das Medikament denn nicht?

Max: Doch, es wirkt. Es wirkt sehr, sehr gut. Es geht mir gut. Ich bin sehr dankbar.

Orron: Dann ist ja alles gut.

Max: Alles ist gut.

Orron: Gut.

Max: Es ist ja Mo, der Angst hat. Mo hat Angst, dass die Spender eines Tages fort sein könnten. Sie sind gekommen, also können sie gehen. Wir haben sie nicht gerufen, und sie sind doch gekommen. Wir werden sie nicht daran hindern können zu gehen.

Orron: Warum sollten sie gehen?

Max: Mo sagt: Warum sind sie gekommen? Sie müssen doch einen Grund gehabt haben zu kommen. Woher immer sie gekommen sind. Sie müssen doch von irgendwoher gekommen sein und einen Grund gehabt haben. Einen Zweck.

Orron: Sicher.

Max: Aber wir wissen nicht, woher. Wozu.

Orron: Es heißt: Sie sind hinter dem Saturn aufgetaucht. Die Astronomen haben sie zunächst für einen Schwarm von Kometen gehalten. Bis sie entdeckt haben, dass sie den Kurs wechseln. Dass sie gesteuert werden. Oder sich selbst steuern. Man hat versucht, sie anzufunken. Man hat versucht, sie aufzuhalten. Aber sie haben sich nicht aufhalten lassen. Sie sind gelandet. Bis heute haben wir kein Muster darin entdeckt, wie sie sich über die Erde verteilt haben.

Max: Vielleicht gibt es kein Muster. Stimmt es, dass einige von ihnen auf dem Mond gelandet sind?

Orron: Das sagt man.

Max: Und wenn sie aus der Zukunft kommen?

Orron: Aus welcher Zukunft?

Max: Aus einer ganz menschlichen Zukunft, in der alle Schäden behoben sind. In der nichts und niemand mehr geplündert wird. Nichts mehr als freiwillige Gaben.

Orron: Also alles wie jetzt. Die Spender kämen nicht nur aus der Zukunft, sie hätten uns in die Zukunft versetzt. In ihre Zukunft, wohlbemerkt.

Max: Gibt es denn mehrere Zukünfte?

Orron: Dann nicht mehr. Wenn die Zukunft die Vergangenheit bestimmen könnte, nicht mehr. Auch das schöne Kartenhaus der Kausalität würde darüber zusammenbrechen. Alles nur, um die Damen und Herren Ahnen mit kostenlosem Schnickschnack zu versorgen? Ich weiß ja nicht. Übrigens meinen die meisten Wissenschaftler, das sei nicht möglich.

Max: Ja. Ist ja auch egal. Jetzt sind sie jedenfalls hier.

Orron: Und haben alles verändert.

Max: Meinen Sie wirklich? Alles?

Orron: Sie haben Ihr Leben verändert, oder nicht?

Max: Ja. Aber das ist ja wohl kaum der Grund, warum sie gekommen sind.

Orron: Wer weiß?

Max: (*lacht*) Wenn ich das glauben würde, müsste ich eine ziemlich selbstsüchtige Person sein, oder?

Orron: Was glauben Sie?

Max: Sie ist groß, diese Schublade, nicht wahr?

Orron: Groß. Beinahe wie ein Balkon, nicht wahr?

Max: Ein Balkon?

Orron: Ich habe Balkone immer gemocht. Man konnte draußen sein, ohne rauszugehen.

Max: Ein Balkon also?

Orron: Vielleicht sind es ja wirklich Balkone. Wir glauben, die Spender geben etwas nach draußen. Vielleicht holen sie etwas in sich hinein. Ein Stück von unserer Welt.

Max: Aber sie geben beides wieder her: die Vorlage und das Duplikat.

Orron: Wenn aber ihre Duplikate so gut sind, würden wir es ja gar nicht bemerken, wenn sie die Originale einbehalten, nicht wahr? Und begeistert von den verbesserten Duplikaten, haben wir keinen Anlass, uns weiter um die Originale zu kümmern.

Max: Ich glaube ...

Der Glockenton erklingt, mit dem die Lade sich schließt.

Mo kommt zurück. Er hält den Plastikbeutel hoch, der nun prall von Pulver ist.

Mo: Wir können gehen, Max. Wir haben, was wir brauchen.

Max: Ja. Und wenn du mir jetzt schon einen Löffel gibst?

Mo: Jetzt schon?

Max: Du hast das Besteck doch dabei. Oder?

Mo: Natürlich habe ich das Besteck dabei. Sicherheitshalber, das weißt du doch.

Max: Dann gib mir bitte von dem Pulver. Jetzt.

Mo: Die ganze Prozedur hier? Muss das sein, Max?

Max: Ich will wissen, wie es diesmal ist. Ich will es jetzt wissen. *(Sie wendet sich an Orron:)* Es ist jedes Mal anders. Immer ein bisschen.

Mo: Der Spender verbessert das Medikament. Er verbessert ja alles.

Orron: Das glaubt ihr?

Mo: Ja. Wir glauben das, weil es so ist.

Max: Gib es mir, Mo!

Mo nimmt die Schultertasche ab und öffnet sie. Er entnimmt ihr einen Esslöffel aus Silber, eine Plastikflasche Wasser, eine kleine gläserne Flasche mit Balsam-Essig und ein Sturmfeuerzeug, ein glattes Zippo.

Er öffnet den Plastikbeutel und tippt mit der Fingerspitze behutsam darauf, so dass einige Gramm von dem Medikament auf den Löffel rieseln. Danach gibt er einige Tropfen Wasser hinzu. Die Lösung schäumt ganz leicht. Er öffnet das Zippo, dreht den Feuerstein und erhitzt mit der Flamme den Bauch des Löffels, schwenkt ihn behutsam und wie in Zeitlupe hin und her. Schließlich träufelt er etwas von dem zähflüssigen schwarzen Essig auf den Löffel.

Mo erklärt Orron:

Es schmeckt sonst und ohne diesen Essig sehr bitter. Übelkeit erregend. Und es mindert die Wirkung nicht. Das haben wir mit der Zeit herausgefunden.

Orron: Klar.

Mo reicht Max den Löffel, die das Medikament einnimmt und den Löffel zurückgibt. Mo reinigt ihn mit einem Tuch. Er sieht Max forschend ins Gesicht.

Mo: Und?

Max: Ja. Ja, es ist gut. Sehr gut sogar, danke.

Orron: So schnell wirkt es?

Mo: So schnell wirkt es. Unmittelbar. Seit einiger Zeit. Früher hat es länger gedauert. Wir mussten warten. Anfangs Stunden. Jetzt ist es besser. Alles wird besser.

Orron: Kennt ihr die Schimpansengeschichte?

Max: Eine Schimpansengeschichte? Ist sie lustig?

Orron: Ja. Ich glaube schon. Ja, sie ist lustig.

Max: Erzählen Sie!

Orron: Vor einiger Zeit hat man ein Schimpansenweibchen trainiert, Sara. Sara sollte einen Gegenstand in den Spender legen.

Max: Sicher eine Banane!

Orron: Ja, das wäre lustig gewesen. Aber es war ein Fotoapparat, ein uraltes Gerät, eine Hasselblad 500 C/M mit auswechselbarer Mattscheibe. Man hatte das Gerät ein wenig umgebaut, den Auslöser vergrößert und griffiger gemacht, so dass Sara die Kamera bedienen konnte.

Max: Die Äffin hat Bilder gemacht?

Orron: Ja, tatsächlich. Sie hat das Prinzip verstanden. Sie hat fotografiert.

Max: Was hat sie denn fotografiert?

Orron: Enten. Und Schwäne. In ihrem Zoo gab es einen großen Teich, sie hat Wasservögel fotografiert. Schwarzhalsstaucher und Sterntaucher. Am liebsten aber Enten.

Mo: Warum?

Orron: Das weiß ich nicht. Vielleicht ist es nicht überliefert. Sara hat sicher etwas Gebärdensprache beherrscht, aber es ist eben nicht überliefert, was ihr an den Enten lag. Es spielt für die Geschichte übrigens auch keine Rolle.

Mo: Wie geht die Geschichte weiter?

Orron: Also, Sara wusste, was sie tat, jedenfalls in den Grenzen ihrer Intelligenz: Sie fotografierte. Sie konnte mit der Kamera umgehen. Man wies sie an, den Apparat in den Spender zu legen. Das tat sie.

Mo: Und?

Orron: Es dauerte lange. Über zwei Stunden für dieses einfache Gerät. Dann öffnete sich die Schublade, und da lagen sie, die beiden Hasselblads.

Mo: Welche von beiden hat Sara genommen?

Orron: Die Vorlage. Das Original. Man wollte ihr das Duplikat geben, aber sie wollte es nicht. Sie wehrte sich. Sie presste ihre Hasselblad an die Brust und wollte sie nicht hergeben.

Max: Süß.

Orron: Die Wissenschaftler nahmen die neue Hasselblad und machten damit Aufnahmen. Und siehe da, sie funktionierte nicht wie erwartet.

Mo: Sie funktionierte nicht? Das kann nicht sein. Sie muss funktioniert haben.

Orron: Ja, sie hat funktioniert. Aber auf den ersten Blick wirkten die Bilder so unwirklich, die Motive waren kaum zu erkennen: eine Standuhr, ein Auto, ein Schwan.

Mo: Gar nicht zu erkennen?

Orron: Nicht gar nicht. Aber sie wirkten anders, völlig fremdartig. Nie gesehene Dinge, in sich verschoben und umgestülpt.

Max: Die Welt, wie Sara sie sieht, nicht wahr?

Orron: Ja, das ist heute die vorherrschende Theorie. Da leben wir seit Jahrmillionen neben den Schimpansen,

unseren engsten Verwandten, und hausen doch in völlig verschiedenen Welten.

Mo: Ich denke, wir sollten jetzt gehen. Es wird dunkel, Max. Der Weg zum Parkplatz ist nicht beleuchtet.

Max: Aber wir kennen ihn gut, Mo. Ich habe keine Angst.

Orron: Manche sind zornig auf die Spender. Sie meinen, die Spender enthalten uns etwas vor. Sie meinen, wir könnten längst noch großartigere Maschinen haben, Dinge, von denen wir kaum zu träumen wagen, überlichtschnelle Antriebe und dergleichen. Ewig junge Organe. Unsterblichkeit. Die Spender könnten uns all das liefern. Aber sie halten uns klein.

Max: Wir haben kein Recht auf solche Dinge. Eigentlich haben wir gar kein Recht auf irgendetwas, was die Spender uns geben. Es ist nur Gnade.

Orron: Viele hassen es, in einem solchen Stand der Gnade zu sein. Zumal es ja eine unverdiente Gnade ist. Durch kein Gebet erfleht, sozusagen. Gnade, wie eine Maschine sie gewährt.

Mo: Lass uns gehen, Max.

Orron: Eines Tages wird jemand seinen Schädel in den Spender geben und sein Gehirn.

Max: Aber die Spender können nur einfache Organe duplizieren. Haut oder eine Ohrmuschel, Nieren.

Orron: Kann es nicht sein, dass sie lernen? Dass sie, wenn sie die Dinge verbessern, selbst besser werden? Eines Tages wird dieses verbesserte menschliche Gehirn aus der Schublade ent-nommen. Und die Welt, wie dieses Gehirn sie sieht, werden wir nicht mehr verstehen. Hirn und Hasselblad, alles neu.

Mo: Komm, Max.

Max: Wir müssen gehen. Auf Wiedersehen, Orron. Es hat mich gefreut, Sie kennengelernt zu haben.

Orron greift in eine seiner Taschen und zieht die Eichelhäherfeder hervor. Er hält sie Max hin.

Max: Das ist eine sehr schöne Feder.

Orron: Wenn Sie sie mögen, nehmen Sie sie mit.

Max: Danke! Das ist eine sehr schöne Feder.

Orron: Auf Wiedersehen, Max. Seien Sie vorsichtig auf dem Weg, jetzt, im Dunkeln.

Mo zieht Max an der Hand mit sich. Dann bleibt er noch einmal stehen, lässt Max los und bedeutet ihr, weiterzugehen. Er blickt zu Orron zurück, während Max Schritt für Schritt in die Dunkelheit vorangeht, indem eine Hand mit der Feder spielt.

Mo: Für einen Spender dieser Größenordnung ist die Schublade hier erstaunlich groß.

Orron: Ja, das hat Max auch schon festgestellt.

Mo: Wenn man sich zusammenkauert, könnte man sich hineinlegen.

Orron: Wenn man etwas gelenkig ist, sollte das möglich sein.

Mo: Haben Sie es schon ausprobiert, Orron? Orron? Orron, haben Sie es schon ausprobiert?

Orron: Wenn ich es wüsste. Wenn ich es nur wüsste, Mo.

Man hört den Trupp Eichelhäher rätschen. Dann eine neue Strophe des Spenders.

Über Heftrromane

Perry Rhodan

Am 8. September 1961 erschien das erste Heft der bis heute erfolgreichsten Science-Fiction-Heftrromanserie der Welt: »Unternehmen ›Stardust««. Perry Rhodan, der per Untertitel zum »Erben des Universums« eingesetzte Kernphysiker und Astronaut, fliegt als erster Mensch zum Mond. Seine ›Stardust‹ wird jedoch aus der Mondumlaufbahn abgeschossen: Auf dem Erdtrabanten liegt das notgelandete Raumschiff einer technisch weit überlegenen extraterrestrischen Zivilisation, der äußerlich menschenähnlichen Arkoniden. Dem arkonidischen Raumschiff fehlt ein Ersatzteil; Crest, der wissenschaftliche Leiter der außerirdischen Expedition, ist todkrank; Thora, die schöne Kommandantin, unverheiratet. Das Schicksal nimmt seinen Lauf.

Die fremden Raumfahrer hatten seit ihrer Havarie den irdischen Funkverkehr abgehört und danach wenig Neigung, sich von dahergeflogenen Eingeborenen entdecken zu lassen. Die Lektüre des Geleitwortes des ersten Heftes allerdings hätte die weitgehend in Lethargie versunkene Mannschaft, Angehörige eines Volkes, das seit Jahrtausenden Inhaber eines prächtigen Sternenimperiums und darüber dekadent geworden ist, aufrütteln und das Weite suchen lassen, dort nämlich heißt es, dass ab jetzt »in spannenden, jeweils in sich abgeschlossenen Abenteuern [...] über den Aufstieg der Menschheit zum galaktischen Machtfaktor Nr. 1 berichtet« wird – eine bis auf den heutigen Tag nicht abgeschlossene Chronik – und längst schon das bei weitem umfangreichste Serienprojekt der Weltliteratur.

Die Arkoniden befanden sich auf der Suche nach dem geheimnisvollen Planeten des ewigen Lebens, für Crest drängt die Zeit: Er leidet an Leukämie, ein für die Bord-

medizin nicht behebbarer Defekt. Da trifft es sich, dass auf der Erde just ein leukämieabschaffendes Präparat erfunden worden ist. Perry Rhodan bietet einen für beide Seiten vorteilhaften Handel an: Heilung gegen Raumschiff. Man fliegt zur Erde. Und schon folgt Perry Rhodans erste gute Tat: Er landet das Raumschiff in der Wüste Gobi, steigt aus, lächelt »zum blauen Himmel empor. Langsam löst er die Rangabzeichen von dem Schulterstück seiner Kombination. Major Perry Rhodan hatte seinen Abschied genommen.«

Nach der Desertion geht es Schlag auf Schlag: Zunächst wird ein Atomkrieg verhindert, dann ein Finanzgenie aus britischer Haft befreit. Homer G. Adams sitzt dort wegen Finanzmanipulation ein – ganz zu Unrecht, wie ein arkonidisches Hypnosegerät den zuständigen Minister überzeugt. Adams beschafft durch den Einsatz von High-Tech-Tunnelfahrzeugen Geld, die fremde Technologie erzeugt mittels 3-D-Projektionen die Illusion einer Invasion, an der Börse bricht Panik aus, Crash, Adams kauft preisgünstig ein. Der immense Gewinn ermöglicht es, den annektierten Wüstenstrich zu kaufen und zum souveränen Staat zu erklären. Was weiland Amerika war, entsteht nun unter dem Schutz einer arkonidischen Energiekuppel neu. Dem Sog dieser »Dritten Macht« vermag kaum ein hochbegabter und aufstiegswilliger Erdenbürger zu widerstehen. Der Schmelztiegel Dritte Macht wird zum Zentrum einer sich rapide einigenden Welt.

Einigung ist auch bitter nötig. Denn kaum hat Perry Rhodan mit der Ererbung des Universums begonnen, stehen die außerirdischen Neider Schlange. Seit den ersten Tagen seiner Tätigkeit erwehren sich Rhodan und die Seinen der Topsider, einer Echsenrasse aus dem System der Doppelsonne Orion-Delta; der Springer und der Antis; der Roboterzivilisation vom Planeten Mechanika und der Druuf aus dem Roten Universum; der Meister der Insel aus Andromeda; der unsichtbaren Laurins und der Zeitpolizei

mit ihren lebenden Raumschiffen; der Takerer, der Schwarmgötzen und der Laren aus dem Konzil der Sieben; der Canataro, des Dekalogs der Elemente und der fischigen Rauschwarenhändler von Hirdobaan.

Hin und wieder haben aufmüpfige Terraner – wie sich die geeinte Menschheit zu Haus und auf ihren kolonisierten Planeten nennt – die Frage gestellt, ob der Erde, diesem peripheren Begleiter einer unauffälligen Sonne im Seitenarm einer alltäglichen Galaxis, ohne Perry Rhodans segensreiches Wirken nicht der eine oder andere kosmische Überfall erspart geblieben wäre, insgesamt aber halten Menschheit und Leserschaft seit (Stand 2026:) 65 Erzähl- und fast dreitausend Jahren erzählter Zeit ihm die Treue.

Dreitausend Jahre ist immerhin ein Alter, das nicht einmal Perry Rhodan bloß durch gesunde Ernährung erreichen kann. Crest, längst ein Freund der Menschen, suchte den Planeten der Unsterblichkeit. Rhodan findet ihn. Die gesuchte Welt ist eine Scheibe unter halbkugligem Firmament, schön angetan mit Flüssen, Wäldern, Gärten, die frei im Raum schwebt und sich wie in alter Zeit von einer sie umkreisenden Sonne verwöhnen lässt; Schöpfer und Einwohner des Gebildes ist ein mit schwarzem Humor begabter, in Ewigkeit körperlos dahinlebender Bewusstseinspool, der sich zurückhaltend ES nennt und an Perry Rhodan und seinen sternestürmerischen Terranern einen Narren gefressen hat. So wird Perry Rhodan bereits in Heft 19 zum Entsetzen aller Konkurrenten auf dem Heftromanmarkt die Unsterblichkeit verliehen.

Wahrscheinlich war ES für die Erfinder der Serie, den Leihbuchautor Karl-Herbert Scheer und den deutschen Nachkriegs-SF-Pionier Walter Ernsting, zunächst nur eine Spielidee, mit deren Hilfe die Titelfigur für höhere Heftnummern präpariert werden sollte, denn ein Universum wird nicht bis zum Erreichen des regulären Pensionsalters ererbt. Rhodan und einige auserwählte Gefährten kommen zuerst in den Genuss einer lebensverlängernden

Zelldusche, später in den Besitz eines eiförmigen ›Zellaktivators‹, den letztlich ein dezenterer Unsterblichkeitschip ersetzte. Doch nicht nur auf der Handlungsebene veränderte sich manches:

Im Jahr 1974 kommt es zu einem großen und entscheidenden Generationswechsel in der Zukunftswerkstatt. Wilhelm Voltz, der seit 1963 Perry-Rhodan-Romane schrieb und dem erkrankten Scheer schon seit einiger Zeit in Sachen inhaltlicher Planung assistierte, übernahm die Exposé-Redaktion offiziell, das heißt, er bestimmte von nun an über den weiteren Verlauf der Serie, entwickelte für jeden Roman den Handlungsverlauf und teilte den Stoff den einzelnen Autoren zu. William Voltz – so sein Künstlername – wurde Mr. Perry Rhodan.

Perry Rhodan hatte unter Scheer als immer wieder gewählter Großadministrator dem Solaren Imperium vorgestanden. Voltz löste die imperialen Strukturen auf, setzte Rhodan als Regierungschef ab. Die Krieger wurden in den Ruhestand geschickt, ihre Nachfolge traten Figuren an wie Alaska Saedelaere, dessen nach einem Unfall wahnsinnserregendes Gesicht von einer Plastikmaske abgeschirmt werden muss und der gegen seinen Willen zum Entscheidungsträger aufsteigt; Callibso, ein mit gottähnlichen Fähigkeiten ausgestattetes Wesen, das sein Leben aufgibt, um der von ihm geschaffenen Puppenzivilisation von Derogwanien Seele einzuhauchen; Geschöpfe, die nachdenklich auf verlassene Städte blicken, am Abgrund sitzen und manchmal einen Schritt darüber hinaus tun.

Heimliche Hauptfigur der Serie aber wird unter dem nach Karl May vielleicht einzigen wirklichen deutschen Volkschriftsteller jenes ES; in seinem Auftrag suchen Rhodan und sein Kollektiv Lösungen für Fragen, von deren Beantwortung das Wohl des Universums abhängt: Fragen nach der Verfasstheit der Welt, nach der Verlässlichkeit ihrer Grundfesten im Jenseitigen, nach der Bedeutung des Lebens.

Im April 1984 wurde den entgeisterten Lesern deutlich, woraus sich die spürbare Dringlichkeit dieser Fragen gespeist hatte: Auf der Leserkontaktseite erschien die Todesanzeige für Wilhelm Voltz.

Der krebserkrankte Voltz hatte sich seit einiger Zeit bemüht, die Nachfolge in seinem Sinn zu regeln und Rainer Zubeil in die Schlüsselposition des Exposé-Autors berufen. Zubeil hatte vordem als Kapitän der ›Terranauten‹ agiert, wie ›Ren Dhark‹, ›Rex Corda‹ oder ›Raumschiff Promet‹ ein Heftromanversuch, Rhodan das universale SF-Erbe streitig zu machen. Nachdem die Terranauten, eine grün angehauchte Welteroberungsvariante, 1982 mit der Nummer 99 dem ›Öko-Schock‹ erlegen waren, stand der Mitarbeit Zubeils an der Perry-Rhodan-Serie nichts mehr im Weg. Nie war deutsche Science Fiction bizarrer, surrealer oder witziger als unter Thomas Ziegler (so sein Pseudonym), nie rücksichtsloser gegen die Erwartungen von Verleger-, Kollegen- und Leserseite. Man war es bislang durchaus nicht gewohnt, dass von intergalaktischen Auseinandersetzungen in die Raumschiffskantinen umgeblendet wird, wo intelligenzimitierende Speisewürmer noch auf dem Teller rhetorisch um ihr Leben kämpfen, oder dass, mitten im schönsten Attentat, der unter Beschuss liegende Regierungschef von einem Reporter gebeten wird: »Julian, kannst du ein paar Worte zu den Gefühlen sagen, die dich im Augenblick akuter Lebensgefahr bewegen?«

Nach Zieglers Abschied, über dessen Ursache die buntesten Gerüchte im Umlauf sind, verwaiste der Voltzsche Ideenkomplex immer mehr. Der Verlag entschied sich zu einem Schnitt. 1987 begann Florian Marzin seine Tätigkeit als Chefredakteur und nahm Einfluss. Zunächst einmal besorgte er es den Unsterblichen. Die Reihen um Rhodan wurden gelichtet, die langlebigen Mitstreiter starben den Heldentod. Das verdutzte Fandom, das sich und seine Lieblinge so lange in Sicherheit gewogen hatte,

erkannte in Marzin den »Henker von Rastatt«. Seit dieser Zeit sind sowohl im Rastatter Verlagshaus als auch im angeschlossenen Rest des Universums die Fronten wieder klar: An die Stelle der Überläufer, Zweifelsträger, der dubiosen Spiegelungen von fernen Superintelligenzen, schizophrenen Kosmokraten und sich ihrer Fiktionalität bewussten Projektionen sind reinlich voneinander geschiedene Charaktere getreten: Lichtgestalt gegen Schurke, Widerstandskämpfer gegen Despot – Altleser reagierten mit dem Etikett »Perry-Rhodan-Light«.

Inzwischen hat Rhodan auch den mörderischen Marzin überlebt. Manch Weggefährte ist – und manch Weggefährtin von in der Regel über- oder wenigstens außerirdischer Schönheit auch – dahingeshieden. Ein Erz- und Ewigkeitsfreund aber steht ihm heute wie seit Jahrtausenden zur Seite: der konfliktfreundige Flottenadmiral und Arkonidenimperator Atlan, Sohn einer vordekadenten Zeit, dank ES ebenfalls unsterblich und 18 Jahre lang Titelfigur einer eigenen SF-Heftromanserie, eines Perry-Rhodan-Spin-Offs. Ist Atlans Haar aus Tarngründen auch weißblond, er trägt es doch schulterlang, und das Indianerschwarz schimmert von Anbeginn durch. Wie Rhodan, Enkel deutschstämmiger Einwanderer, der sich im Wilden Westen des Alls so bravourös behauptet und ein Ebenbild Old Shatterhands ist, so wiederholt Atlan in dieser nun buchstäblich unsterblichen Freundschaft Winnetou.

Mit weit über einer Milliarde verkaufter Exemplare, mit Übersetzungen in den USA, in England und den Niederlanden, Finnland, Frankreich, Japan und Tschechien, fünf Auflagen hierzulande, einer Buchausgabe, über 400 Taschenbüchern und diversen Comicserien ist »Perry Rhodan« das erfolgreichste Kulturprodukt der Bundesrepublik Deutschland. Die Serie hat Generationen von Lesern geprägt und Generationen von Autoren beschäftigt. Auf etwas über 200.000 Seiten treten mehr als 15.000

Figuren mit Sprechrollen auf – ein Welttheater. Dabei beweist die Serie eine einzigartige Fähigkeit, alte und neu entwickelte Motive der Science-Fiction-Literatur aufzunehmen und in ihr chronologisches Gerüst einzubinden. Zusätzliches Halt bieten Rückgriffe auf altterranische Mythen; kosmische Hauptrollen spielen in fernster Zukunft demnach: die Laren, bei ihrer ersten Stippvisite von den Römern noch als Schutz- und Hausgötter missdeutet, von Rhodan als Pioniertrupp des aggressiven Konzils der Sieben entlarvt; Seth-Apophis, einst in Ägypten Gott des Verkehrten und der Unruhe der eine, Genius der Finsternis der andere, gegen Perry Rhodan zur Superintelligenz alliiert; Vishnu, der aus der indischen Mythologie als Schützer und Erhalter der Welt bekannte Gott, kehrt als Kosmokratin Vishna wieder, zur Frau verwandelt und infolgedessen der Zerstörung zugeneigt; Rhodan selbst hat augenblicklich Zuflucht gefunden auf einem Planeten namens Camelot, und sein neues Fernraumschiff hört auf den Namen Gilgamesch.

Natürlich ist Perry Rhodan schon oft totgesagt worden; aber wirft man einen Blick auf die mittlerweile über 5.000 farbenprächtigen Titelbilder der Romane aus dem PR-Kosmos und auf die lange Zeit, die dahintersteckt, dann muss man dem lustigen Bewusstseinspool ES zugestehen, dass seine Wahl, wem Unsterblichkeit zu verleihen sei, eine weise war.

Jerry Cotton

Potjomkin, so wird uns von Puschkin überliefert, war bisweilen derart düsterer Stimmung anheimgefallen, dass kein Bediensteter ihn mit Schriftstücken zu behelligen wagte, und wären sie noch so bedeutend. Als die Akten sich wieder einmal türmten, erklärte sich ein junger

Beamter namens Petuschkov bereit, dem Fürsten die Papiere zur Unterschrift vorzulegen. Ohne Weiteres trat er ins Kabinett, erklärte dem barfuß und gedankenverloren Dasitzenden, worum es sich handelte, dieser nahm wortlos die Feder und unterschrieb. Triumphierend kehrte Petuschkov ins Vorzimmer zurück, wies die Unterlagen vor, ließ sich gratulieren. Als jedoch einer die Unterzeichnung genauer ansah, stand dort auf jedem Blatt in der Handschrift des Fürsten: ›Petuschkov‹, ›Petuschkov‹, ›Petuschkov‹.

Ghostwriting ist ein in seiner Verschachteltheit kaum erforschtes Phänomen: Schreibt da nicht einer im Namen des anderen, um unter dem Namen des anderen Eigenes vorzutragen? Das literarische Verquicken zweier Existenzen kann bis zur Symbiose getrieben werden, so mit weltweitem Erfolg geschehen im Fall des G-man Jerry Cotton und seines deutschen Autors Heinz Werner Höber:

»Es ist keine Frage: Ich war Jerry Cotton«, enthüllte der 1931 im erzgebirgischen Dorf Bärenstein nah der tschechischen Grenze geborene Höber in von seinem ›Ghostwriter‹ Jan Eik niedergeschriebenen »Erinnerungen«: »Im Umkreis von dreißig Kilometern um Lemgo und Großmarpe galt ich als Jerry Cotton, niemand nannte mich anders als Jerry.«

Stifter dieser Lebensgemeinschaft war Gustav Lübke, damals Verlagsleiter, Lektor und Vertriebsleiter des Bastei Verlages. Im Rahmen einer seiner Heftromanserien war im März 1954 das erste Abenteuer der FBI-Agenten Jerry Cotton und Phil Dekker erschienen: »Ich suchte den Gangster-Chef«. Nach etwa einem Dutzend weiterer Romane drohte der Erfinder der beiden Figuren auszufallen. Lübke bat Höber, das Agententeam zu übernehmen.

Cotton ermittelt seit 1956 in seiner eigenen Reihe, deren Hauptautor Höber für lange Jahre und mit Unterbrechungen blieb. Der Ton ist von Anfang an vertraulich gewesen: Cotton berichtet in der Ich-Form, schon die Titel

machen – und das wurde bald ein Markenzeichen – ausführlichen Gebrauch von den persönlichen Fürwörtern: »Ich stürzte den Senator«, »Ich erschoss den letzten Inka«, »Ich – oder der Satan«. Manchmal wird die Mitarbeit des Kollegen Dekker gewürdigt (»Wir und die TV-Gangster«), manchmal fällt, wie unter vier Augen, das trauliche Du (»Jetzt mußt du leider sterben, Darling«).

Jerry Cottons Welt ist weit und geheimnisvoll, sportlich (»Der Teufel und die Tennis-Lady«), edel (»Die Kronprinzessin der Cosa Nostra«), aktuell (»Wir und die Computer-Bande«), mitunter ein dunkles Paradies (»Gangster, Girls und heiße Blüten«), scheinbar kaltblütig (»Der Todeskuß der Viper«), unter der Oberfläche aber lodert es wie die Glut der russischen Seele (»Die Puppe aus Moskau«). Inmitten des sich immer mehr beschleunigenden Sündenfalls Jerry Cotton: »Ich gegen alle« (Heft Nr. 10). Obwohl der G-man mittlerweile über 2000 Fälle gelöst hat, ist er uns als Person nur in Umrissen bekannt: Wir wissen, daß er aus dem Nest Harpers Village in Connecticut stammt, »Jeremias Cotton« — so Höber (laut Eik) — »hat nie studiert, ist von etwas einfachem Gemüt« und fährt einen auffälligen roten Jaguar.

Cotton lebt in einem agentenspezifischen Zölibat. »Er darf nicht heiraten; tut er es doch, muss die Frau von bösen Gangstern umgelegt werden. Was für ein Motiv, die bösen Buben zu jagen! [...] Ich habe das Thema fünf-, sechsmal ausgeschlachtet.« Nur mit Dekker hält der Bund fürs Leben.

Das Duo praktiziert in einem synthetischen, beinahe naturidentischen New York Höberscher Fertigung: »Als erstes schrieb ich einen Brief an das FBI-Headquarter. Ich bat um Information.« Die kommt in Gestalt von Broschüren per Luftfracht in einem Sieben-Kilo-Paket. Höber besorgt sich das New Yorker Telefonbuch, Straßen- und U-Bahn-Pläne, zeichnet die amerikanischen Maßeinheiten auf ein deutsches Lineal, schneidet Fotos der Stadt aus

Zeitungen und Illustrierten. Ab jetzt ist alles authentisch: »Es sprach sich bei den Lesern herum [...]: bei Cotton stimmt alles. Deutsche Matrosen kontrollierten in New York Cottons Fahrtrouten mit der Stoppuhr und schrieben begeistert an den Verlag.«

Während die deutsche Marine empiriokritizistische Studien betrieb, machte die Schutzpolizei daheim zunächst anderweitigen Gebrauch von den Rapporten ihres New Yorker Kollegen: »Anfang der sechziger Jahre [...] war es noch ruhiger bei der Polizei. In einer normalen Werktagsnacht saßen die Jungs herum und lasen Jerry Cotton. Das war spannend, und die Zeit verging.«

Dabei konnten sie sich einerseits am Leistungswillen des fernen Vorbildes erbauen, andererseits etwas für ihre Herzensbildung tun. Cotton nämlich verkörpert seit Höbers Eingriff »die preußischen Tugenden, die Unbestechlichkeit, das Gerechtigkeitsgefühl«. Höber ist »Moralist, und das steht in jedem meiner Cotton-Romane«; Credo seiner Moral: »Wir müssen verzichten lernen. Vielleicht ist mir deshalb Friedrich II. mit seinen preußischen Tugenden so nahe. In meinem kühnen Kopf führt ja ein direkter Weg von ihm zu Jerry Cotton.«

Höber starb 1996. Jerry Cotton kämpft mit Phil Dekker und seinem Chef Mr. High den endlosen Kampf gegen das Böse unverdrossen weiter. Die Kollegen aus der großen Abenteurerschmiede des Bastei Verlages aber, »Captain Concho, der Rebelle aus Texas«, »Damona King, die Bezwingerin der Finsternis« oder »Professor Zamorra, Der Meister des Übersinnlichen«, werden ihm nicht zu Hilfe eilen können. Denn allen marinen Überprüfungen zum Trotz bleibt Höbers New York ein Potjomkinsches Dorf. Und wer immer dem FBI-Agenten beim Abfassen seiner Erlebnisberichte heute oder demnächst zur Hand geht, wird weiterhin nicht mit dem eigenen Namen zeichnen, dem Namen des Mannes hinter dem Schreibtisch, sondern mit »Jerry Cotton«, »Jerry Cotton«, »Jerry Cotton«.

Der härteste Mann auf dem deutschen Hefromanmarkt

Jack Slade ist ein Mensch und zugleich viele. Der Name dient als Sammelpseudonym für diejenigen Autoren, die die Geschichten um einen bekannten Westernhelden schreiben: Lassiter.

Irgendwo weit hinter Laramie, noch hinter Tombstone und Dodge City liegt die Stadt Osnabrück. Hier lebt unter vielen meist unbescholtenen Bürgern auch Jack Slade, allerdings unter einem anderen und im Niedersächsischen eher ortsüblichen Namen:

»Mein Name ist Martin Barkawitz. Ich bin hauptberuflicher Autor von Unterhaltungsliteratur aller Art. Das reicht von Western über Grusel bis zu Krimi und Jugendbuch. Ich bin Lassiter-Autor, seit ungefähr acht Jahren.«

Und Lassiter ist ein Westernheld. Seit beinahe 40 Jahren ist er auf dem deutschen Hefromanmarkt unterwegs und tut, was harte Männer eben tun:

»Reverend Jacob Mills war allein in seinem Gotteshaus. Der Geistliche bereitete gerade alles für die Andacht am nächsten Morgen vor [...], als die Vermummten mit ihren Winchestern und Shotguns in den Fäusten seine Kirchentür aufstießen [...]. Die Vermummten schleiften den Gottesmann vor die Kirchentür. [...] Sie rissen ihm den Talar hinunter. [...] Der Scharfrichter entrollte eine lange Bullenpeitsche. Er holte weit aus und zog das geflochtene Leder knallend über den nackten Rücken des Priesters. [...] Da peitschte ein Schuss durch die Nacht. [...] Es war ein einzelner Mann, der sich dieser vermummten Meute entgegenstellte. [...] Er kämpfte so hart wie ein Berglöwe. [...] Sie wurden mit diesem Fremden nicht fertig. [...] Der einsame Kämpfer schoss seinen fliehenden Gegnern nicht in den Rücken. Er eilte zu dem Reverend, zog sein Bowiemesser und schnitt die Fesseln

des Geistlichen durch. »Ich danke dir und natürlich dem Herrn, weil er dich zu meiner Rettung geschickt hat, mein Sohn. [...] Wie heißt du?« »Lassiter«, erwiderte der Kämpfer mit den sandfarbenen Haaren.«

Wer mag Lassiter, dieser von Gott geschickte Berglöwe mit dem Bowiemesser, sein?

»Lassiter ist der härteste Mann seiner Zeit«, wie es auf den Covern der Lassiter-Hefte so schön heißt. Lassiter ist ein Mann, der im Wilden Westen lebt und für die Brigade Sieben arbeitet. Das ist eine höchst geheime amerikanische Regierungsorganisation, die immer dann einschreitet, wenn ein Sheriff oder ein US-Marschall mit einer Aufgabe überfordert ist. Die Agenten der Brigade Sieben, zu denen auch Lassiter gehört, arbeiten Undercover, das heißt Lassiter begibt sich immer direkt in die Gefahr hinein und löst die Probleme mit Härte, aber niemals unfair.«

Hart, aber fair – das klingt nach einem beinahe sportlichen Motiv. Doch es war durchaus nicht immer so, dass sich Lassiter den Fair-Play-Pokal unter den West-Männern verdient hätte.

»Heutzutage kann man Lassiter in der Tat als den James Bond des Wilden Westens sehen, was mit seiner Entwicklung zusammenhängt, dass er eben heute ein Gesetzesvertreter ist. Er arbeitet für eine Geheimorganisation, aber letztlich ist die Brigade Sieben ja eine Regierungsorganisation. Früher war Lassiter ein Outlaw, der gegen Wells Fargo gekämpft hat, weil ihm Unrecht geschehen war und er als eine Art amerikanischer Michael Kohlhaas gegen die übermächtige Organisation Wells Fargo kämpfte als Outlaw. Man hat dann irgendwann aus dem Outlaw einen Gesetzesvertreter gemacht, weil sich eben auch gezeigt hat, dass der Western-Leser kein Interesse mehr hat an Helden, die Anti-Helden sind, also an Outlaw-Helden. Das

war eben im Italo-Western so, und das ist heute nicht mehr gefragt.«

Man – das meint die deutschen Autoren, die seit Jahrzehnten unter dem Sammelpseudonym »Jack Slade« Lassiter-Romane schreiben.

»Mit Jack Slade verhält es sich dermaßen, dass diese Person eigentlich existiert oder existiert hat. Das war ein amerikanischer Westernautor. Der hat die ersten Lassiter-Romane geschrieben, die ins Deutsche übersetzt wurden. Da hat der Verlag damals die Lizenzen gekauft. Es wurde vereinbart, dass der Namen »Jack Slade« weiterverwendet werden durfte. Ab diesem Zeitpunkt diente der Name Jack Slade nur noch als Sammelpseudonym für die deutschen Autoren. Da kamen keine neuen Romane von dem amerikanischen Ur-Autor mehr nach. Ob Jack Slade noch lebt, entzieht sich meiner Kenntnis.«

Er lebt, wie es aussieht, wohl leider nicht mehr. Als Ur-Autor der Lassiter-Romane, sein geistiger Vater, gilt Willis Todhunter Ballard. Todhunter Ballard wurde im Jahr 1903 in Ohio geboren. Er war ein US-amerikanischer Schriftsteller, der, neben zahllosen Western und Krimis, im Jahr 1967 auch einen Ratgeber veröffentlichte:

»How to Defend Yourself, Your Family, and Your Home: A Complete Guide to Self-protection.«

Also: »Wie man sich selbst, seine Familie und sein Heim verteidigt. Ein kompletter Leitfaden zum Selbstschutz.« Todhunter Ballard ist im Jahr 1980 verstorben. Schon in den frühen Romanen wird die bis heute gebräuchliche Erfolgsformel für einen Lassiter ins Werk gesetzt:

»Der ideale Lassiter-Roman besteht darin, dass Lassiter eine unlösbare Aufgabe hat und eine schöne Frau trifft. Die unlösbare Aufgabe löst er und mit der schönen Frau landet er im Bett.«

Dabei darf die Bettlandung als dasjenige Merkmal betrachtet werden, das Lassiter von den anderen hierzulande marktgängigen Western unterscheidet:

»Lassiter war ja, als es damals mit der Serie losging, der erste Serienheld, der so etwas wie ein Geschlechtsleben hatte. Das war zu der Zeit ein Novum. Wobei man heute sagen muss, dass doch die erotischen Abenteuer von Lassiter eher recht harmlos sind, wenn man das vergleicht mit einigem, was so im Fernsehen geboten wird, oder auch wenn man an bestimmte Rap-Texte denkt, dann ist das, was bei Lassiter in den Romanen abläuft, eigentlich ganz normal und nichts Skandalöses.«

»Julies Augen funkelten, als sie Lassiter splitternackt vor sich liegen sah. Das blonde Girl mit der schlanken, aber wohl proportionierten Figur arbeitete seit einem Jahr in Madam Valerys Freudenhaus. [...] Julie war bei den Hombres beliebt, weil sie im Bett losging wie eine Ladung Dynamit. Mit unzähligen Männern war Julie in den vergangenen zwölf Monaten zusammen gewesen. Aber sie hatte noch keinen getroffen, der so gut bestückt war wie Lassiter. »Ist der echt?«, fragte sie den großen Mann und deutete auf sein bestes Stück, welches sich unternehmungslustig vor ihr erhob.«

Natürlich ist an Lassiter alles echt, und Julie kommt bei diesem Kunden mehr als nur auf ihre Kosten:

»Lassiter überschwemmte sie förmlich mit seinem heißen Liebessaft. Und die gewaltige Entladung des großen Mannes löste auch bei Julie noch einmal das schönste aller Gefühle aus«

– das gute Gefühl, alles richtig gemacht zu haben, wie wir vermuten dürfen.

»Ich kann mir vorstellen, dass das in den 70er-Jahren, als die Serie losging, noch mehr Aufsehen erregt hat als

heute. Ich war ja in der Pubertät, als ich angefangen hab, Lassiter zu lesen, und da fanden wir das als Jungens natürlich äußerst aufregend, so etwas lesen zu dürfen. [...] Ich kann mich noch an so manche Klassenreise erinnern, wo die Lassiters unter den Jungens wild getauscht wurden.«

Der Tauschwert für klassenreisende Jungen wird durch das Cover der Lassiter-Romane noch gesteigert: Man sieht in fast surrealer Montage eine typische Genreszene – Männer, Pferde und Gewehre – plus mindestens eine barbusige Frau, die sich vielversprechend dem Leser entgegen reckt. So etwas hätte es früher im deutschen Wilden Westen bei Winnetous sicher nicht gegeben. Ist vielleicht Lassiter etwas wie ein erwachsen gewordener Old Shatterhand?

»Ob Lassiter der erwachsen gewordene Old Shatterhand ist, ist eine gute Frage. Das könnte man in gewisser Weise wirklich so sehen. Er ist auf jeden Fall eine ähnliche Figur. Man darf ja nicht vergessen, dass der heutige Lassiter ausschließlich von deutschen Autoren am Leben erhalten wird. Wir als deutsche Autoren – für uns ist letztlich der Wilde Westen immer nur eine fremde Projektionsfläche. Letztlich ist der Wilde Westen im deutschen Westen letztlich eine Art Projektionsfläche für die deutsche Sehnsucht nach Abenteuern und aufregendem Leben.«

Freilich hat Lassiters herbe Männlichkeit und seine Popularität unter den Pubertierenden aller Altersstufen ihm gewisse Differenzen mit einem Gegner eingetragen, der mächtiger war als Wells Fargo: In den späten 1970er-Jahren entschied die Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften, einige seiner Abenteuer auf die Liste des indizierten Schrifttums zu setzen:

So heißt es in den »Entscheidungen« aus der 251. Sitzung der Bundesprüfstelle im Jahr 1979 über den Roman »Lassiters Nacht mit Maribel«: »Der Inhalt des Heftes 303 ist

jugendgefährdend [...]. Lassiter hilft Maribel auch dann noch, als er von ihr weiß, dass sie Anführerin einer marodierenden und plündernden Bande ist [...]. Die Tatsache, dass Maribel Lassiter sexuell zu befriedigen [...] weiß, stell(t) keinen Rechtfertigungsgrund für Lassiters gesetzwidriges Verhalten dar.«

Heftroman Nummer 57, »Lassiter in der weißen Hölle«, wird indiziert, nachdem Lassiter, der gegen »über drei Dutzend bewaffnete Männer« ankämpft, sich mit einer Stange Dynamit zur Wehr gesetzt hat; Begründung: »Das Heft 57 musste allein schon wegen diesen Schilderungen indiziert werden. Sie sind nicht typisch für den wilden Westen.«

Die Bundesprüfstelle, die sich damals offenbar als das Fachorgan für den Wilden Westen verstand, hat die Indizierung der Lassiter-Romane inzwischen aufgehoben. Die frühen, noch vom ursprünglichen Jack Slade geschriebenen Abenteuer waren knapper formuliert, die Szenen härter geschnitten. Seitdem ist Lassiter von den deutschen Autoren abgemildert, dem hiesigen Geschmack angepasst, um nicht zu sagen eingedeutscht worden. Er ist nicht nur als braver Brigadist der höchstgeheimen Brigade Sieben sozusagen Regierungsangestellter, sondern auch sonst ziemlich zivilisiert: Außen Raubein, innen ein wohlthätiger, geradezu gottesfürchtiger Mitbürger:

»Lassiter glaubt an Gott, er ist also ein ganz normaler Christ, wenn man das so nennen will, wie wohl viele weiße Amerikaner zu der Zeit. Die haben an Gott geglaubt. Er hat auch dieses Wertesystem. Er tritt immer ganz klar für das Gute ein. Er hilft den Schwachen, und das ist auch wichtig. Lassiter ist kein zynischer Held, er hat gewisse moralische Anforderungen an sich selbst, wenngleich man das vielleicht bei der Wahl seiner Sex-Partnerinnen nicht unbedingt meinen sollte.«

Daran aber, dass er wirklich böse Bösewichte bekämpft, dulden die Romane keinerlei Zweifel:

»Harvey Woodland war ein reicher Mann. Ihm gehörte die größte Ranch in Adams County, Colorado. [...] Seine Herden konnten sich sehen lassen. [...] Aber durch die Herden war Woodland nicht reich geworden. [...] Nein, der mächtige Rancher verkaufte noch eine ganz andere Ware. Ein Stoff, der teuer war und absolut tödlich wirken konnte: Opium! [...] Der Rancher ließ die Gold- und Silberdollars [...] durch seine beringten Wurstfinger gleiten. [...] Er schob die Unterlippe vor, was seinem speckigen Gesicht einen schmollenden Ausdruck verlieh.«

Immerhin hat der Lump eine bildschöne Tochter mit lockeren Sitten:

»Woodland riss die Tür auf. Seine Tochter, dieses Früchtchen, saß auf der Platte seines Schreibtisches. Ihr Rock war weit hochgeschlagen. Sie streckte ein Bein in die Luft und fuhr mit beiden Händen über ihren wohlgeformten Oberschenkel.«

Ein feister Drogendealer und seine mannstolle Tochter – hier kommt, man ahnt es, viel Arbeit zu auf Lassiter. Vom Geld fette Opiumhändler, Mörder, Räuber, Waffenschieber, Skalpjäger, korrupte Richter, Falschspieler und Fanatiker vom Ku-Klux-Klan sind die Gegenspieler des Agenten der geheimen Brigade. Alles derart political korrekt, dass selbst die Bundesprüfstelle ihre helle Freunde haben dürfte.

»Meine persönliche These lautet ja, dass man aus jeder Geschichte einen Western machen kann, aber auch wirklich aus jeder. Man muss dann nur entsprechend die Akzente anders setzen. Ich versuche natürlich, dass das historische Umfeld einigermaßen stimmt. Wichtig ist meiner Ansicht nach, dass die Atmosphäre stimmt. Irgendwer hat mal gesagt, der Western sei der Liebesroman des Mannes. Und da ist wirklich was dran.

Der Westernleser erwartet eine bestimmte Atmosphäre. Das kann man auch nicht unbedingt in Worte fassen, das ist so ein Bauchgefühl, das dann vorhanden sein muss und dann einen guten Western ausmacht.«
»Mein Lieblingswestern ist eigentlich ›Spiel mir das Lied vom Tod‹, weil ich finde, dass er die Western-Atmosphäre, von der ich gerade sprach, sehr gut eingefangen hat.«

Seit Lassiters erstem Ausritt in den Wilden Westen hat er viel Pulver verschossen und Liebessaft vergossen. Die Nummer 2000 der Serie trägt den Titel »Lassiters Sohn«. Wie?, fragt sich der Leser erstaunt – nach 40 Jahren Liebesmüh und -plage, nach all den willigen Mädchen und Wolfsbräuten, den trostbedürftigen Witwen und Waisen, Liebesengeln, Satansbraten und den Lohnarbeiterinnen in Madam Valerys Freudenhaus – nur ein Sohn?
Wir hegen unsere Zweifel. Und erwarten noch allerlei Abenteuer und Enthüllungen aus dem Leben des härtesten Mannes seiner Zeit: Lassiter.

G. F. Unger: Das Million-Cliffs-Land

Dodge City, Tombestone, Saint Louis und Santa Fe – das sind die Namen der Städte, die auf der immerwährenden Karte des Wilden Westens verzeichnet stehen. Eine Stadt aber fehlt und verdiente es doch wie keine andere, unter diese Metropolen voller Cowboys und Barmädels, Whiskey, Indianergold und Abenteuer aufgenommen zu werden: Gelsenkirchen-Buer.

In Buer nämlich hat Gert Fritz Unger seine Karriere als Western-Autor begonnen – G.F. Unger, der erfolgreichste Western-Autor deutscher Sprache.

Unger wurde in Breslau geboren und verbrachte dort seine Kindheit und Jugend. Wie andere Jungen hatte er sich

einer Straßenbande angeschlossen, lieferte sich Schlachten mit verfeindeten Gangs, verteidigte das eigene Territorium. Mutproben gehörten zum Alltag: Wer Mitglied einer Bande sein wollte, musste sich bewähren.

Im Krieg fuhr Unger als Torpedomechaniker auf einem U-Boot zur See. In einem Gespräch, das ich am 7. September 2004 mit ihm in seinem Haus führte, erzählte er von den Nächten, die er und seine Altersgenossen auf dem Deck des Tauchbootes verbracht hatten, kalt und vor Angst schlotternd, mit Fahrradketten an den Turm gekettet, damit der Sturm sie nicht ins Meer riss.

Nach dem Krieg verschlug es ihn ins Ruhrgebiet, nach Gelsenkirchen-Buer.

»Da gab es auf der Albertstraße in Buer den Schlossermeister Kreuz. Ich ging zu ihm hin und habe ihn gefragt, ob ich nicht für ihn arbeiten könnte. Er nahm mich an. Ich habe dann die Rathausuhr repariert. Es war schon Winter, fünfzehn Grad Kälte, und der Turm war oben eingerüstet. Da hab ich bei Eiseskälte und in dünner Kleidung die Zeiger abmontiert, um später neue Zeiger anzubringen. Und der kleinste dieser Zeiger war schon größer als ich«, erinnert sich Unger.

Wenn der junge Unger nicht gerade Uhren reparierte, damit auch den Bürgern von Buer die Stunde null schlagen konnte, dann knackte er für die Polizei städtische Panzerschränke, die die Nazis auf ihrer Flucht vor den Alliierten verschlossen zurückgelassen hatten. Übrigens waren alle diese Panzerschränke, wie sich zeigte, leer.

In seiner Freizeit ging Unger schwimmen – oder er hörte Radio. Eines Tages lief im damaligen NWDR ein Krimi-Hörspiel ohne Schluss. Der Sender forderte die Hörer auf, sich das Ende der Geschichte selbst auszudenken und ihre Lösungen einzuschicken.

Unger dachte aus, schrieb und gewann.

Von da an ließ ihn das Schreiben nicht mehr los. Zunächst verfasste er Seefahrer-Romane, Südsee-Romane

à la Jack London. Mit einem dieser Texte geriet er an den Leihbuchverlag Uta in Sinzig am Rhein. Der Verleger fand den Text beachtlich, mochte ihn dennoch nicht veröffentlichen, da er sich auf Western spezialisiert hatte. Seiner Aufforderung, ihm doch eine ins Programm passende Geschichte zu liefern, kam Unger nach und schickte einen Western, »einen Western« wohl bemerkt, keinen Wildwest-Roman, denn: »Wild West ist eine seichte Sache. Es gibt keine menschlichen Schicksale darin. Aber diese menschlichen Schicksale gab es im wirklichen Westen. Beim Wild West ist es eine reine Knallerei, Rauferei. Die Wildwest-Schreiber verwechseln immer männliche Härte mit Brutalität. Aber die männliche Härte ist etwas ganz anderes als Brutalität. Jack London hat es so wunderbar vermocht, diese männliche Härte zu zeigen ohne Brutalität.«

Und so sieht er aus, der Quellcode des Ungerschen Western: »Eine verschworene Gemeinschaft zieht hinaus ins Ungewisse und muss sich behaupten, muss sich allen Dingen stellen. Es darf daher keine Feindschaft untereinander geben – das ist eine wunderbare Sache, wenn so eine Gemeinschaft zusammenhält, um etwas zu erreichen. Und all diese Elemente sind in einem Western enthalten, in einem richtigen Western« – jedenfalls, wenn er aus dem Breslau der Jugend stammt.

Allerdings sind G.F. Ungers Western solide recherchierte Abenteuergeschichten, die aus wenigen Bausteinen immer neu zusammengesetzt und durchgespielt werden, fast so etwas wie eine literarische Minimalmusik. Es treten auf: der Cowboy und der Rancher, der Sheriff und der Schurke, der Mississippi-Schiffer, der Goldwäscher, der Indianer, der Kavallerist, der Spieler und die Bardame.

Seine Anregungen holte sich Unger oft aus Bildvorlagen. Eine spanische Maleragentur lieferte ihm Western-Genrebilder; er ließ die Bilder auf sich wirken und wusste

irgendwann: Dieses Bild da zeigte seine neue Geschichte, ihren Anfang, ihren Wendepunkt, oder ihren Showdown. Unger hat auf diese Weise etwa siebenhundert Western für den Bastei-Verlag geschrieben, und der Verlag hat den Namen »G.F. Unger« zum Markenzeichen, zum Titel einer ganzen Hefromanreihe gemacht. Der Titel »G.F. Unger« ist kein Gruppenpseudonym für eine Schreibwerkstatt: Unger schrieb alle Romane selbst. Sie erschienen zunächst im Taschenbuch, wurden dann für den Hefroman-Markt eingerichtet und dort in Abständen von mehreren Jahren immer wieder aufgelegt.

Ungers Abenteuergeschichten wurden vielfach auch ins Amerikanische übersetzt – Unger schrieb nicht nur über Geld und Gold, er ist bis heute selbst eine Goldgrube. Den Gesamtumsatz seiner Werke hatte »der Verlag mal selbst ausgerechnet: Es sind über die ganzen Jahre etwa drei Milliarden Mark« – eineinhalb Milliarden Euro also. Ungers Gesamtauflage dürfte bei über 250 Millionen liegen – was ihn zu einem der erfolgreichsten Autoren deutscher Gegenwartsliteratur macht.

Und das mit so wenig büchnerpreisverdächtigen Titeln wie »Stadt der toten Hunde«, »Die große Beute«, »Apachengold«, »Die Kinkajids«, »Der Colt war sein Schicksal«, »Der harte Jim« oder »Hartes Geld«.

Überhaupt sind Geld und Gold immer wieder der Treibstoff der Ungerschen Abenteuer – Herzensangelegenheiten vieler Menschen auch hierzulande, wo allerdings die Finanzen eher von Tarifverträgen geregelt werden als von Glücksspiel, Goldsuche und Viehhandel.

Warum lesen Menschen solche Western? Vielleicht, weil jeder von uns ahnt, dass man – wie es im Untertitel des Romans »Langes Reiten« heißt – »vor seinem Schicksal nicht davonreiten kann«. Vielleicht auch, »um sich ein Beispiel zu nehmen, dass man sich behaupten muss, dass man sich durchsetzen muss, dass man fair sein muss, dass

man um Ziele kämpfen muss – dass man nicht aufgeben soll.«

Obwohl er es sich finanziell hätte leisten können, hat Unger nie vor Ort recherchiert. Zuhause war er schließlich in Weilburg hoch über der Lahn, in einem Haus voller Uhren. In seinem Arbeitszimmer standen das Modell eines Planwagens und das Modell eines U-Bootes.

Ob es ihn nicht einmal gereizt hätte, den nordamerikanischen Westen, den Ort seines lebenslangen Abenteuers, leibhaftig zu bereisen? »Nein. Niemals«. Wozu auch? Seinen Westen hätte er dort, in der wirklichen Welt, nicht finden können. Denn Unger-Land, dieser ideale Westen, ist wie die Schillersche Bühne eine moralische Anstalt: Im historischen Detail womöglich korrekt, agieren auf der Bühne dieser Landschaft doch Figuren, die ein ganz zeitloses Spiel spielen, das ewige, ernste Breslauer Kinderspiel vom Kampf des Guten gegen das Böse, vom Mut und von der Bewährung in der Gefahr.

PS: Als ich an diesem Septembertag Ungers Haus verließ, zeigte er mir noch seinen Wagenpark. Den blauen Mercedes – den fuhr jetzt seine Frau. Er selbst hatte sich ein neues Auto zugelegt, einen japanischen Landrover. »Spitze fährt er 280«, erklärte er mir. »Aber in meinem Alter«, fuhr er fort und lächelte bescheiden – er war ja 83 Jahre alt –, »da reichen 240 völlig«.

Sterben verboten

Ärzte sind in der Literatur schon seit Langem beliebte Figuren: Wer erinnert sich nicht an Dr. Faustus und Dr. Schiwago, an Dr. Frankenstein, Dr. Doolittle, Dr. No, Dr. House und natürlich an den vielbesungenen Doktor Eisenbart, jenen großen Kurpfuscher vor dem Herrn, von dem es im Lied heißt:

»Ich bin der Doktor Eisenbart,
widewidewitt, bumm,bumm.
Kurier' die Leut' nach meiner Art,
widewidewitt, bumm,bumm.
Kann machen, dass die Blinden geh'n,
Und dass die Lahmen wieder seh'n.
Gloria, Victoria, widewidewitt, jucheirassa!
Gloria, Victoria, widewidewitt, bumm, bumm!«

Weder Doktor Eisenbart noch Doktor Faustus aber, ja überhaupt keiner der vorgenannten hat es auf eine größere Anzahl zufriedener Patienten und – mehr noch – Patientinnen gebracht, keiner hat länger praktiziert, mehr Krankheiten geheilt und mehr Liebenden geholfen, ihre Bestimmung füreinander zu entdecken, als der Heftroman-Serienheld »Dr. Stefan Frank«. Denn Dr. Stefan Frank ist »Der Arzt, dem die Frauen vertrauen«, wie es mit schönem Binnenreim im Untertitel versprochen wird. Dr. Stefan Frank ist die Titelfigur einer Heftromanserie, die seit beinahe 40 Jahren im Bastei-Verlag erscheint und nun Heftroman Nr. 2000 auf den Markt bringt. Seine geistige Mutter ist diese Frau:

»Mein Name ist Elfi Ligensa. Ich bin Außenmitarbeiterin in der Verlagsgruppe Lübbe und betreue im Bastei Verlag innerhalb der Verlagsgruppe Lübbe den Doktor-Frank-Roman.

Gustav Lübbe wollte gerne eine Arztreihe haben mit einem feststehenden Protagonisten und hatte einfach die Aufgabenstellung gegeben, irgendeiner soll doch bitte mal ein paar Vorschläge machen.

Ich war damals Jungredakteurin und ich hatte also einfach die Idee – ich glaube tatsächlich mit dem Slogan »Der Arzt, den alle Frauen fragen«.

Ja, und es hat gefallen. Ich durfte es selbst machen, was mit 20, 21 durchaus ehrenvoll war. Und ich mache es immer noch. Nach 38 Jahren.«

Wer ist Doktor Stefan Frank?

»Dr. Frank ist kurz gesagt so, wie jede Frau sich ihren Hausarzt und Gynäkologen vorstellen würde. Einfühlsam, immer bereit zu kommen, zuzuhören, außerhalb der Praxis sich zu engagieren. Und im Romanheft heißt es natürlich noch: Er bringt die Handlung der jeweiligen Liebesgeschichte auch noch durch seinen Einsatz in irgendeiner Weise voran.«

Was gehört zu einem gelungenen Arztroman aus der literarischen Praxis von Dr. Frank?

»Als Erstes eine spannende, mitreißende medizinische Story, die also bewegt, wo man mit dem Patienten mitleidet, die ist natürlich meistens die Protagonistin der Liebesgeschichte. Und das muss alles irgendwie zusammenpassen.«

Leiden und Mitleiden muss zusammenpassen, Krankheit und Sympathie.

Wie machen sich die Autoren kundig über die im Roman behandelten Infektionen, Komplikationen und Verletzungen, wie beschafft man sich als Dr.-Frank-Autorin medizinisches Sachwissen?

»Indem man sich entweder mit einem Arzt berät. Man kann es nachlesen. Inzwischen ist natürlich auch Internet sehr hilfreich.

Ich weiß es von früher, da hatten wir alle, die geschrieben haben, auch ich, wenn ich ein Problem hatte, einen netten Arzt, den man immer fragen konnte. Ich kann mich erinnern, eine Malaria-Geschichte, da habe ich nachgelesen, was passiert, aber wie der sich fühlt, wie lange es eventuell dauert, hat meine damalige Hausärztin sich an einem Wochenende schlau gemacht und angerufen.«

Ähnlich wie die Romane über die in anderen Gewerben tätigen Serienhelden auf dem deutschen Heftrromanmarkt, wie die Jerry-Cotton-Krimis oder die Perry-Rhodan-Romane, werden die Geschichten um den fleißigen Doktor von einem Team verfasst.

»Wir haben, vier, fünf Autorinnen. Ein festes Team. Es reicht, um so eine Sache rund zu machen. Denn man muss ja doch die Storys abwägen, man muss immer jede kleine Neuerung dem Team mitteilen.«

Für die Titel aber ist allein die Redaktion verantwortlich:

»Für mich und für viele Autorinnen ist es sehr einfach, wenn im vorgegebenen Titel Rosen sind. Es heißt ›Mit Rosen bat er um Verzeihung‹, ›Rote Rosen, die von Liebe sprechen‹, egal was, man hat schon ein Bild vor Augen, zumindest eine Szene. Und ich hab immer gesagt:

Wenn mir mal nicht viel einfällt, mit Rosen fällt mir immer eine ganze Menge ein. Und es ist immer ein schönes Titelbild, es ist immer der Hingucker. Ich habe die ja früher im Akkord gemacht. Ich habe hier gesessen und die Titel und die Unterzeilen und hab dann nur die Titel und die Bildbeschreibung weggegeben.«

Da fragt die Titelgeberin sich und die Leserinnen beispielsweise: *Abschiedsrosen – oder mehr?*

Oder sie bestellt: *Rosen für einen blonden Traum.*

Tatsächlich zeigen die Titelbilder, die allesamt von der Düsseldorfer Fotografin Anne-Marie von Sarosdy stammen, erstaunlich viel Botanik für einen Arztroman. Das medizinische Personal trägt zwar den obligatorischen weißen Kittel gerne offen, das Stethoskop lässig um den Hals, doch stehen die Doktor-Frank-Darsteller selten im Operationssaal, geschweige denn mit Chirurgenbesteck,

häufig dagegen vor einem blühenden Hintergrund, in einer offenen, parkähnlichen Landschaft.

Oder am Bett ihrer sichtbar genesenen Patientin.

Von Sarosdys Titelbilder wirken zugleich als Stichwortgeber, ja Spielvorlagen für die zu erzählenden Geschichten.

»Eine bestimmte Szene oder mit dem Titel dazu, da hat man schon den Anfang einer Geschichte im Kopf, oder zumindest den Hauptplot, man gibt es ja vor als Redakteur. Zum Beispiel Band 2000, ›Unfallopfer Dr. Frank«, mit Mann auf der Liege, Schwester beugt sich über ihn, und ich glaube, es ist auch noch ein Arzt dabei [...], hat natürlich die Autorin, die es schreibt, eine bestimmte dramatische Vorgabe.«

Überhaupt folgt der Roman einer eigenen und bewährten Dramaturgie:

»Instinktiv denke ich, es ist wirklich diese Mischung zwischen – es muss erst einmal der Doktor Frank oder sollte in der ersten Szene vorkommen.

Man stellt dann die Protagonisten vor. Und dann kann man wirklich sagen: Es entwickelt sich. Es ist immer eine Mischung zwischen Arztpraxis oder Klinik und die Szenen des Liebespaares, des jeweiligen. Ich selbst bin ja auch ein Fan von Parallelhandlung, so wie man es aus der Operette kennt.

Ich mag diese dramatische Haupthandlung und auch ein kleines Buffo-Paar am Rand. Es lockert auf, es ist beim Schreiben schön und zum Lesen ist es auch ganz angenehm. Ich habe vielen jungen Kolleginnen den Begriff ›Buffo-Paar‹ erklären müssen. Das ist eben dieses heitere Paar. Das ist in der Oper Papageno und Papagena, ist das Buffo-Paar im weitesten Sinn.«

Die eigentümliche Arzttromandramaturgie spricht bereits aus den Titeln: Die Romane heißen beispielsweise – wir zitieren aus dem Programm des laufenden Jahres –

*Das Vermächtnis der schönen Fremden,
Denn keiner kannte ihren Namen,
Chirurgin ohne Gedächtnis,
Dr. Frank und die gelähmte Fremde,
Der Chirurg und die schöne Fremde.*

Die Leidenden wie ihre Heiler umweht im Arztroman ein Schleier von Geheimnis. Schön sind die Fremden, und selbstvergessen. Wie neugeborene Erwachsene fallen sie Dr. Frank in die heilenden Hände, dem Chirurgen und Gynäkologen, der den Liebenden hilft, selbst aber nicht lieben darf. Anders als die mehr als tausendköpfige Schar seiner Patientinnen und Patienten hat der Doktor noch keine Passende gefunden. Oder zwar hin und wieder gefunden, nicht aber auf ewig an sich binden können.

»In Band 55, das weiß ich noch, hat sich Doktor Frank verliebt, wollte heiraten, und am Abend vor der Hochzeit wäscht sich seine Braut selbst die Haare, und der Fön fällt in die Badewanne und sie war tot. War höchst dramatisch. Die zweite große Liebe dieses Arztes, der sich natürlich hin und wieder auch mal verlieben darf, aber nicht allzu oft, die ist auch auf dramatische Weise ums Leben gekommen. Da hab ich die Nummer vergessen, starb auch bei einem Schusswechsel, als sie sich vor ein Kind warf und das Kinderleben rettet. Also immer auf spektakuläre, aber nachvollziehbare Weise.«

So bleibt der Doktor auf Geheiß der Redaktion und anderer Schicksalsmächte ungebunden. Überhaupt das Schicksal – neben Dr. Frank sicher die zweite Hauptfigur der Serie.

Diese Nacht ist unser Schicksal ... droht Titel Nummer 1987; und in den Untertiteln heißt es immer wieder: *Roman um ein Patientenschicksal, das alle Herzen bewegt,*

*Ein Patientenschicksal, das zu Tränen rührt,
Ein Patientenschicksal, das alle Herzen bewegt,
Das bewegende Schicksal einer schönen Patientin
oder
Wie ein Mann und ein kleines Mädchen zu einer Schicksals-
gemeinschaft wurden.*
Schicksal und Schicksalsgemeinschaft statt Krankenkasse
und Terminnot – vielleicht ist es ja eines der wirksamsten
Verkaufsargumente für Arztromane, zwischen leidender
Figur und mitleidendem Leser eine Schicksalsgemein-
schaft zu stiften. Eine Schicksalsgemeinschaft mit einem
Leidenden, der am Ende von seinem Leiden geheilt wird.
Oder, wie es in den Titeln heißt:
*Diese Nacht ist unser Schicksal
Über Nacht geschah das Wunder
Rettende Chirurgenhände
Evas Rettung – ein kleines Wunder
Nur einer glaubte an ein Wunder
Weil es noch Wunder gibt
Heut wird für uns ein Wunder wahr*

Das ist, wenn es um Medizin geht, doch ein merkwürdi-
ges Vokabular. Hier ist von keinem Medikament, von kei-
ner Arznei die Rede, hier wird weder geröntgt noch com-
putertomografiert. Wer ist dieser Doktor Frank wirklich?
Schauen wir uns an, wer noch zu der literarischen Ge-
meinschaftspraxis des Bastei-Verlages gehört:

»Liebe Leser!

Dr. Frank hat noch ein paar sehr engagierte Kollegen, die
Sie unbedingt kennenlernen sollten. Der Notarzt – er ist
immer im Einsatz. Tag und Nacht steht er für seine Pati-
enten bereit, die seine Hilfe benötigen. [...] Doch auch
wenn es gilt, in Herzensangelegenheiten mit Rat und Tat
zu helfen, ist Dr. Kersten zur Stelle. Kinderarzt Dr. Thor-
wald – seine Praxis am Tegernsee wird schon bald Zu-
fluchtsort für kranke Kinder. [...] Dr. Oliver Thorwald ist

ein Arzt, der auch Leser bezaubert. Chefarzt Dr. Holl – ein erfolgreicher Klinikchef [...]. Sein Wahlspruch lautet: Wo Leben ist, da ist auch Hoffnung. Notärztin Andrea Bergen – für unzählige Menschen ist sie Retter in letzter Minute. Eine [...] begnadete Chirurgin. Ein Mensch, dessen Leben den Kranken gehört. Aber auch eine Frau mit Wünschen [...] nach Liebe.«

Im wirklichen Leben mag es bei schicksalsschweren Operationen um Leben und Tod gehen. Im Arztroman geht es um mehr:

»Wir haben wieder einen Puls.« Die Stimme [...] war leise, dennoch verstand jeder im OP diese Worte, die Erlösung bedeuteten.

Alle Maßnahmen, die die Ärzte ergriffen hatten, um Marias Herz wieder zum Schlagen zu bringen, waren bis zu diesem Augenblick gescheitert – jetzt aber war die junge Frau ins Leben zurückgekehrt.«

Rückkehr ins Leben. Erlösung also.

Entkleiden wir die Figuren ihrer medizinischen Trachten und Wortkostüme, dann steht da: Liebe, Hoffnung, Gnade, Retter, Zauber, Zufluchtsort, Wunder, Wunder über Wunder – das komplette Repertoire des guten Erlösers und Wunderheilers also. Ist Dr. Frank ein verkappter Messias, der Kassenpatienten ebenso wie Private heilt?

Dr. Franks Kosmos ist keine ganz heile Welt, im Kern aber erweist sie sich als heilbar – Dank rettender Chirurgenhände und anfälliger Wunder.

Nicht umsonst sind es ja Ärzte, die die meisten Serienhelden der Hefromanliteratur stellen, und keine Chemiker, Konditoren oder Journalisten, obwohl ja auch die unbestritten viel Gutes für die Menschen tun.

Das Umfeld, in dem Dr. Frank und seine Kolleginnen und Kollegen praktizieren, ist ebenso heil wie heilsam.

Im Hefroman Nummer 1989 – »Rettende Chirurgenhände« – besucht ein Enkel seinen Großvater, den alten

Herrn Wedenhagen, im Krankenhaus. Der Großvater gibt sich seiner Nachbarin gegenüber nur deswegen mürrisch, weil er sie heimlich mag und mehr als mag und sich mit seiner späten Liebe nicht erklären, sich nicht lächerlich machen will. Schließlich ist Opa Wedenhagen 78. Aber wozu hat man ihm eben – nein, keine künstliche Hüfte oder ein neues Kniegelenk, sondern einen Herzschrittmacher eingepflanzt? Dr. Franks Rat lautet denn auch:

»Aber Herr Wedenhagen! Verlieben kann man sich in jedem Alter [...] Als Ihr Hausarzt sage ich Ihnen, dass Ihnen überhaupt nichts Besseres passieren kann, als im übertragenen Sinn Ihr Herz zu verlieren.«

Überhaupt lieben in diesen Romanen alle alle, wissen es nur noch nicht. Und was tut man im Falle einer solchen Unwissenheit, einer Unsicherheit in Sachen Risiko und Nebenwirkungen des Lebens? Man fragt seinen Arzt.

Arztromane wie die über Doktor Frank und ihre literarische Kardiologie bieten wöchentliche Heilserfahrungen mehr im Bereich der Herzensangelegenheit denn im medizinisch-chirurgischen Sinn. Das ist kein Etikettenschwindel. Verspricht doch bereits die Verlagswerbung:

»Im Mittelpunkt der Serie steht dieser wunderbare Mann, der sein Leben ganz in den Dienst der Kranken gestellt hat. Dr. Stefan Frank – dieser Name bürgt für Arztromane der Sonderklasse: Praxis-Alltag, dramatische Operationen, Menschenschicksale um Liebe, Leid und Hoffnung.

Denn Dr. Stefan Frank ist nicht nur praktizierender Arzt und Geburtshelfer, sondern vor allem ein sozial engagierter Mensch. [...] und manchmal gerät er auch persönlich in schwierige und heikle Situationen.«

Wohl wahr. Heftroman Nummer 2000 trägt denn auch den Titel: »Unfallopfer Dr. Frank – Als alle um den beliebten Grünwalder Arzt weinten«.

Aber vermutlich dürfen wir optimistisch sein und hoffen, dass am Ende auch dieses Romans alle Tränen getrocknet

sein werden, abgewischt, und sei es mit dem Zipfel eines weißen Kittels.

Und dass es weitergehen wird mit Doktor Frank.

Aber wie?

»Wir haben jetzt zum Jubiläum zum Beispiel jeweils einen Doppelband herausgebracht [...]: Wie alles begann. Dass man also wirklich noch mal wie vor 35 oder 38 Jahren lesen kann, wie sich Doktor Frank in Grünwald etablierte. Also, ich würde mir wünschen, dass er weiterhin arbeiten, agieren und wir die Hefte über sein Leben und seine Patienten veröffentlichen können und dass es ruhig noch lange weitergeht so.«

Nicht zuletzt ist es die medizinische Entwicklung, die den Autorinnen neue Spielideen eingibt:

»Es passieren ja immer wieder so spannende Sachen. Als damals die Herzverpflanzung war. Jeder Autor – man musste sie hemmen. Jeder wollte dieses Herz verpflanzen, aber kann man ja nicht. Sechs Autoren, und sechs Mal hintereinander wird ein Herz verpflanzt. (...)

Auf jede Neuerung hüpfte man natürlich. Und wenn man es dramatisch schildern kann, ist es umso besser.«

Vielleicht dürfen wir in Zukunft also Titel lesen wie:

Mein Kunstherz aus Titan schlägt ganz allein für dich

oder

Die Rosen, die den Tod besiegen.

Denn alle wollen sie überleben: die Patienten und Patientinnen von Dr. Stefan Frank, die selbstvergessenen Schönen, die Kolleginnen und Kollegen des Titelhelden und – nicht zuletzt – die Autorinnen der Serie.

Schließlich gilt im Arztroman Dr. Frankscher Prägung als ehernes Gesetz, was wir uns alle heimlich und unausgesprochen wünschen, was die Religionen in tröstlichen Worten formulieren: dass der Tod nicht sein soll.

Sterben verboten – das ist die Quintessenz des Arztromans:

»Tod ist natürlich selten, und wenn, dann ist der Tod ein Neubeginn. Wir hatten mal ein Kind, das stirbt, und das andere Kind bekommt ein Organ und lebt weiter. Sie haben sich sogar irgendwie getroffen.

Das geht, das kann man machen. Aber Tod und negatives Ende geht gar nicht. Da ist jede Erwartungshaltung des Lesers zerstört. Das sollte man nicht machen. Man kann mal machen: Es verliebt sich jemand, wie Doktor Frank, aber gut, er bleibt am Ende doch wieder allein. Aber – würde ich dann machen: Im traurigen Moment klingelt das Telefon: Notruf.

Dann hat er wieder seine Bestimmung, seine Berufung gefunden.«

Gedichte

es fällt in unser Leben wie ein Lot
damit wir sehn wir liegen schief
wir sagen uns da greift was in die Speichen
da hält uns etwas auf da will uns was erreichen
wir sind nicht wo wir dachten daß wir sind
wir sind in Not

wenn niemand lebt wie er zu leben glaubt
sind wir zu haus nicht mehr zu haus
wir setzen uns wir trinken einen Tee
uns gegenüber sitzt und ist so schön
jemand so nah wir können sie kaum sehn
jemand so nah wir müssen sie wohl atmen

was blickt uns an
was sind denn das für Augen
was ist das für ein Mund
warum sagt er kein Wort
wir wollen aus der Fremde nicht mehr fort

Nach der Saison

Leer steht der Acker, leer der Topf;
Ein Huhn fällt auf den Hinterkopf;
Auch alle Gästezimmer: leer.
Der Bauer beißt in Camembert.

Im Stall die Melkmaschinen schweigen.
Der Knecht will noch ein Largo geigen.
Der Bauer aber hackt im Wald.
Bald wird es kalt. Bald wird es kalt.

Die Bäuerin hat unterdessen
Sich mit dem Diakon vergessen
Und seufzt vor Wonne dann und wann,
Denkt sie nur an den Gottesmann.

Ein junges Leben webt in ihr.
Der Bauer hebt ein Weizenbier.
Das Huhn auf seiner Leiter kackt.
Der Wind geht klar wie ein Smaragd.

Frühlingssonett

Wer sollte den Frühling nicht lieben? Da tauen
die Autos auf, die Straßenbahnen legen sich
quietschvergnügt in die Kurven und sprühen Funken.
Kunstgalerien öffnen ihre Pforten, Eisdielen und KiK.

Ehrenamtliche Prostituierte schlüpfen in Stiefeletten.
Lidl liest goldene Physalis in seine Körbe, rote Pitahaya,
Sharon-Früchte: Paradise now under a new management,
geöffnet von 8.00 Uhr bis 20.00 Uhr.

Über den verwaisten Truppenübungsgeländen
schüttet der Regen Schnecken aus,
spült den Staub von den stählernen Leoparden.

Im TV bekennt die Moderatorin den Top Models zum
Staffelfinale:
»Ihr seid schön, ihr seid schön,
ihr seid alle so wunderschön.«

Mutter und Sohn

Alle Uhren lichtwärts gestellt,
auf den Parkwegen verzweigen sich
die Schatten der Bäume.

Die Sonne nimmt das Moos
in Obhut, die Obdachlosen auf den Bänken;
glühende Autodächer, duftende Reifen.

Sehr tief aber reicht der Sommer nicht:
Das Grundwasser blind, die Gruben,
Ursachen
der Ewigkeitskosten;

geschweige denn, wo das Gestein fließt
und das Eisen
im Kern der Erde.

Langsam spaziert im Park ein junger Priester
mit Sonnenbrille
neben einer Frau in Schwarz:
Mutter und Sohn.

Herbst. Ende von allem

Der Ölpreis steigt aus Sorge
um Lieferengpässe; Gold fällt.
»Wo das Gold spricht, schweigt die Welt.«
Rheumatische Träume. Tage mit Tee.

Tankstellenhalte, der Duft von Benzin
verfliegt rasch; Blättermatsch
zwischen Motorhaube und Windschutzscheibe.
Auf dem New York-Kalender beginnt der Herbst

mit einem Blick auf den Financial District.
Die Fahنشwenker hierzulande haben sich
wie die Störche nach Süden
in die Stadien zurückgezogen: You never

walk alone. Im Autoradio laufen
Harry-Potter-CDs. Wer kommandiert
eigentlich Dumbledores Armee
nach dem Ende von allem?

Winter wie auf den Gemälden
alter holländischer Meister

Frost sprießt
aus den Bäumen. Holz kracht.
Der kalte Kern der Erde macht
den Atem magnetisch.

Ein schwerer Fall
von Schnee, die Flocken
rau und rostig, wie vom Schwert
des Damokles gefegt.
Esel an den Kältepumpen, Lanz-Traktoren
stecken ihre Glühköpfe zusammen,
Lötlampen aus der Zeit, als der Winter
noch wie Augäpfel weiß war.

Emscher, mein Fluss

In den Auen der Emscher stehen Eichen und Hainbuchen,
in den sumpfigeren Gebieten Bruchwälder, Ellern,
Knack-Weiden, deren Holz, weich und leicht,
zur Herstellung von Prothesen taugt.

Hexbach und Schondelle begleiten sie, fließen ihr zu,
Boye und Berne, Läppkes Mühlenbach.
Genau hier wurde Bauer Krakeshaart das nagelneue
Dieselross stibitzt,
ein Fendt 1000 Vario.

Die fünf Quelltöpfe der Emscher sprudeln im Hixterwald.
Wenn man im Regen geht, abends, aber bevor
die Nachlese der Sterne aufgeht, spärlich bestücktes
Gewölbe,
meine Güte, wer klaut denn Traktoren?

Rhein-Herne-Kanal

Es gibt 3800 Seemannsknoten. Jedes Kind
kennt den Achtknoten, den Stopperstek und wie
man eine Klampe mit Kopfschlag belegt (man
legt einen Rundtörn um den Fuß der Klampe und
kreuzt die Klampe danach mindestens einmal. Voilá!).
Am Trompetenknoten aber (dem mit den drei Augen),
dem Zeppelinstek und Türkenbund scheiden
sich die Geister.

Die Partikulierte verfrachten Getreide, Mineralöl-
produkte, Schrott.
Sie verstehen sich auf's Radar, auf UKW und Havarie-
kunde, haben

im Flachwassersimulator gelernt,
das Knoten und Spleißen oder das Bedienen von Anker
und Winde,
Spülverfahren für Gase und Dämpfe, Gefahrgut,
auf Patentstrecken unterwegs,
Koppel- und Schubverbände,
Triade, Triton und Mirador, Eiltank 66,
Progreso, Invador, Baltimore,
My Way und Wotan.
Das erste von allen auf diesem Kanal:
der Schleppkahn *Tyd is Geld*
am 17. Juli 1914.

Im Hafen von Gelsenkirchen greifen
blaue Kräne den roten Schrott und häufen ihn auf, eine
Landschaft aus Eisen.

Nordsee: Süßes Geheimnis

Dieses Hin- und Herwogen, An-den-Strand-Klatschen.
Dieses schaumgekrönte Plutoniumgrau.
Ich hasse das Meer; ich habe es immer gehasst.
Kabeljaukriege. Gasrohre. Versunkene Wracks.
Seekatzen (*Chimaera monstrosa*). Schweinswale.
Gefleckte Meersäue. Kuckucksrochen. Schokoladenhaie.

Von der Viperqueise heißt es: sie sei giftig.
Vom Glasauge: es rieche, frisch gefangen, nach Gurke.
Vom Pollack: sein Fleisch sei wohlschmeckend, aber
trocken.
Von der Lodde: sie werde bevorzugt zu Fischmehl verarbeitet.
Vom Rapfen: er werde seiner Y-Gräten wegen von vielen
Fischern verschmäht.

Nachwort

Hartmut Kasper ist ein Autor, dessen Arbeiten ausgesprochen vielfach präsent sind: sowohl in Büchern, Zeitschriften und Romanheften als auch im Rundfunk, im Fernsehen, im Internet und im Kino. Und so verschieden wie die Medien, für die er schreibt, so vielfältig ist sein literarisches Werk, das zahlreiche Textarten aller Gattungen nutzt. Kasper schreibt Erzählungen und Romane, Lyrik, Hörspiele und Drehbücher, Essays und Literaturkritiken, zudem schreibt oder übersetzt er Comics. Nicht zuletzt arbeitet er als Gymnasiallehrer.

Ein Blick in Kaspers Biographie ist aufschlussreich und zeigt, dass sich Kasper schon früh nicht auf einen Tätigkeitsbereich festlegen lässt. Der 1959 in Wanne-Eickel geborene Autor studiert nach dem Abitur 1978 am Gymnasium Eickel in Herne an der Ruhr-Universität Bochum Germanistik und Philosophie (zeitweise auch Niederlandistik) und schließt sein Studium 1984 mit dem Ersten Staatsexamen ab. An derselben Universität promoviert er drei Jahre später, 1987, bei Uwe-K. Ketelsen in Neuerer deutscher Literaturwissenschaft. Sein bereits 1986 begonnenes Referendariat an einem Gymnasium in Iserlohn beendet er 1988 mit dem Zweiten Staatsexamen. Später ergänzt er seine formalen Qualifikationen noch um ein Erweiterungsexamen in Katholischer Theologie. Die hauptberufliche Tätigkeit, die Kasper nach dem Referendariat beginnt, führt ihn in unterschiedliche Arbeitsbereiche: Zunächst unterrichtet er als Lehrer für Deutsch als Fremdsprache an einer Volkshochschule und an einer Sprachschule (mit der er überdies auch unternehmerisch tätig ist), bevor er 1989 Fachbereichsleiter Literatur an der Bundesakademie für kulturelle Bildung in Wolfenbüttel wird. Hier arbeitet er mit seinen Fachberatern Hugo Dittberner und Heinz Ludwig Arnold zusammen. 1995 wechselt er in den nordrhein-westfälischen Schuldienst, zunächst an

eine Gesamtschule in Ratingen, dann an ein evangelisches Gymnasium in Düsseldorf und schließlich an ein städtisches in Essen.

Ohne dafür seine hauptberufliche Tätigkeit einzuschränken, publiziert er seit 1985, also seit seiner Doktorandenzeit, kontinuierlich. So verfasst er für die bundesweit erscheinende Studentenzeitschrift *Unicum* bis zum Ende der 1990er Jahren zahlreiche Rezensionen, Essays und Kurzprosatexte. Daneben veröffentlichen auch Literaturzeitschriften wie *PIPS*, *Flugasche*, *Am Erker*, *Text + Kritik*, *Ästhetik und Kommunikation* oder *die horen* Texte von ihm. Zudem hat er Artikel für das *Kritische Lexikon zur fremdsprachigen Gegenwartsliteratur* und die dritte Auflage von *Kindlers Literatur Lexikon* verfasst.

Triebfeder für all dies ist ein stetes Interesse an überaus unterschiedlichen Themen. Bereits der Titel seiner Dissertation deutet an, dass Kaspers Blick über die Grenzen seines Fachs hinausreicht: *Das Buch der sinnvollen Natur. Untersuchungen zur sekundären Kulturation der Natur in einem Genre der populärwissenschaftlichen Sachliteratur*. Der Literaturwissenschaftler Kasper analysiert darin mit den Mitteln seines Faches, was und auf wie aus anderen Wissenschaften in der medialen Öffentlichkeit diskutiert und popularisiert wird, beispielsweise die von C. W. Ceram (d. i. Kurt W. Marek) erzählte Archäologiegeschichte oder die von Hoimar von Ditfurth referierten neueren Theorien der Naturwissenschaften.

Wissenschaftliche Neugierde, die Freude an der Recherche und am Gespräch mit Menschen, die in anderen Disziplinen und Berufen tätig sind, sowie die Lust am Schreiben führen Kasper zu einer außergewöhnlichen Produktivität. Neben Büchern wie dem Roman *Drei-Männer-Eck* und dem Sachbuch *Schule der Autoren* umfasst sein Werk bislang u. a. mehr als fünfzig *Perry Rhodan*-Hefromane, über zwanzig Drehbücher für dokumentarische Film- und Fernsehfilme (z. B. *You'll Never Walk Alone. Die Geschichte*

eines Songs; Hape Kerkeling. *Total normal*; Lorient 100 und Bekenntnisse des Hochstaplers Thomas Mann), zahlreiche Literaturkritiken, vor allem für den Deutschlandfunk und *Das Science Fiction Jahr*, sowie eine digitale Kolumne, *Dr. When* auf diezukunft.de, und Übersetzungen (oft zusammen mit seiner Frau Beate Kasper) für die Comic-Reihe *Micky Maus Magazin*. Auf die ihm wiederholt gestellte Frage, wie es ihm gelingt, seine umfangreiche Autorentätigkeit neben dem Beruf als Lehrer auszuüben, antwortet er: »Man kann sich nicht von etwas erholen, indem man nichts tut. Man muss stattdessen eine andere Sache machen. [...] Ich bin extrem gerne Lehrer [...]. Und wenn ich mal keine Lust hab, dann schreib ich was. Was ich extrem gerne mache. Und wenn ich mal darauf keine Lust hab, bin ich wieder Lehrer.«¹ Zudem lerne er durch seine Unterrichtstätigkeit stets auch etwas, was für ihn als Autor nützlich sei.² Kasper erlebt jede seiner beiden Professionen als erfüllend.

Kaspers »Kulturbegriff ist«, wie Walter Gödden hervorhebt, dabei »weit gespannt, wie der von ihm herausgegebene Band *Deutsche Helden* zeigt«³, zu dem er selbst Texte über Menschen wie Heinz Erhardt, Erika Fuchs und Joseph Kardinal Ratzinger ebenso beiträgt wie solche über die Hefromanfiguren Percy Stuart, Jerry Cotton und Perry Rhodan. Hefromane haben im kulturellen Kosmos

¹ Lara Backhaus: *Rhodan ist ein miserabler Vater. Interview mit Wim Vandemaan*. In: *Science Fiction aus Westfalen*. Einmalige Ausgabe zur Ausstellung *Aliens Welcome!* Hg. von Joachim Wittkowski. Bochum, Oelde 2019, S. 14-27, hier S. 26; vgl. *Selmer Lesungen*. H. 3: *Hartmut Kasper – Wim Vandemaan*. Hg. von Joachim Wittkowski. Selm 2009, S. 20.

² Vgl. Peter Drabert: *Interview mit Wim Vandemaan*. In: *SOL. Das Magazin der Perry Rhodan Fanzentrale*. H. 76 (2014), S. 26-29, hier S. 27.

³ Walter Gödden: *Aliens welcome! Science-Fiction-Literatur aus Westfalen 1904-2018*. Bielefeld 2018, S. 489.

Kaspers in dreifacher Hinsicht eine besondere Bedeutung: Zum einen wurde er »mit Hefromanen sozialisiert«⁴. Kasper erzählt, sein Vater habe *Jerry Cotton* und *G. F. Unger* gelesen⁵ und er selbst schon seit der Grundschulzeit *Perry Rhodan* bzw. den Comic *Perry Rhodan im Bild*⁶. Hefromane hat er im Bildungssystem als »emanzipatorisch« erlebt: »In die Schule kommt man als Arbeiterkind zu Leuten, die kennen Goethe und Schiller in- und auswendig, da kann man wenig gegen andeuten. *Jerry Cotton* und *Perry Rhodan* kannten die Lehrer nicht, und da hatten wir ihnen was voraus [...]«⁷ Zum anderen hat er vielfach über Hefromane und ihre Autoren geschrieben, sowohl im Medium des Romanhefts selbst als auch journalistisch und wissenschaftlich. Vor allem aber ist Kasper selbst Romanheftautor: Für die Science-Fiction-Serie *Perry Rhodan* schreibt er seit 2001, zunächst Beiträge für das den Romanheften beigegebene *Perry Rhodan Journal*; 2005 erschien dann sein erster Hefroman in der *Perry Rhodan*-Nebenserie *Atlan (Gefangen im Himmelsnetz)*, 2007 schließlich sein erster Hefroman in der Hauptserie *Perry Rhodan (Die schwarze Zeit)*. Da für ihn »das Titelbild und die Leserkontaktseite«⁸ sowie ein Pseudonym zum

⁴ A. a. O., S. 488.

⁵ *Selmer Lesungen*, (s. Anm. 1), S. 22.

⁶ Vgl. Sabine Kropp: [Interview mit Wim Vandemaan.] In: *Atlan*. H. 40 (2005), S. 64f., hier S. 64; Rainer Stache: *Ein Interview mit Wim Vandemaan*. In: *SOL. Das Magazin der Perry Rhodan Fanzentrale*. H. 52 (2008), S. 12-15, hier S. 13; Sven Göttlicher: *Im Gespräch mit dem »Perry Rhodan«-Autor Hartmut Kasper alias Wim Vandemaan*. In: *Trivilliteratur im Ruhrgebiet. Ein Führer für Literaturinteressierte*. Hg. von Joachim Wittkowski. Bochum 2010, S. 32-43, hier S. 34f.

⁷ *Selmer Lesungen* (s. Anm. 1), S. 21.

⁸ Kropp (s. Anm. 6), S. 65; die zuvor erschienenen kleineren Beiträge erschienen teils unter seinem bürgerlichen Namen, teils unter dem Pseudonym Wilhelm Anname.

Heftrroman gehören, nutzt er für seine Beiträge zum *Perry Rhodan*-Textkosmos seit 2005 das Pseudonym Wim Vandemaan.

Die zumeist negativ wertende Kategorisierung von Heftrromanen als Trivilliteratur lehnt Kasper ab. Der Begriff sei ein diskreditierender »Kampfbegriff«, reiche aber eigentlich auf das Trivium der sieben freien Künste zurück und sei also nicht mit Banalität gleichzusetzen; zudem sei es eine »merkwürdige Auffassung, dass die Qualität einer Literatur durch ihre Produktionsbedingung bestimmt sein soll«⁹, also durch die verlagsseitigen formalen Vorgaben für das Verfassen eines Heftrromans. Das bedeutet jedoch nicht, dass Kaspers Darstellungen von Romanheftserien wie *Jerry Cotton*, *Dr. Stefan Frank*, *Perry Rhodan*, *Jack Slade* und *G.F. Unger-Western* unkritisch wären. Es ist ihm vielmehr daran gelegen, die je eigentümliche Leistung eines Autors oder einer Autorin oder das Moment einer Serie, das ihr Publikum anspricht, zu erfassen. So seien »G.F. Ungers Western solide recherchierte Abenteuergeschichten, die aus wenigen Bausteinen immer neu zusammengesetzt und durchgespielt werden, fast so etwas wie eine literarische Minimalmusik«. Für *Dr. Stefan Frank* identifiziert er als »eines der wirksamsten Verkaufsargumente [...], zwischen leidender Figur und mitleidendem Leser eine Schicksalsgemeinschaft zu stiften«. Seine größte Anerkennung gilt »dem nach Karl May vielleicht einzigen wirklichen deutschen Volksschriftsteller«, dem *Perry Rhodan*-Autor William Voltz, unter dessen Exposé-Redaktion »Fragen nach der Verfasstheit der Welt, nach der Verlässlichkeit ihrer Grundfesten im Jenseitigen, nach der Bedeutung des Lebens« in die Serie Einzug hielten.

Kaspers eigene Heftrromane erfahren ihrerseits profundes Lob. Walter Gödden befindetet: »Kasper ist ein souveräner

⁹ Göttlicher (s. Anm. 6), S. 33.

Erzähler.«¹⁰ Sein *Perry Rhodan*-Heftroman *Roter Stern über der Ruhrstadt* sei durch eine »inhaltliche Komplexität« ausgezeichnet, bei der die »Neugierde auf den weiteren Fortgang der Handlung« nicht auf der Strecke bleibe.¹¹ Nicht nur dieser Text zeichne sich gleichermaßen durch »Fantasiereichtum und nicht zuletzt [...] Humor« aus.¹²

Diese Feststellung gilt auch für Texte außerhalb des *Perry Rhodan*-Kosmos. Ein Beispiel dafür ist die 2005 erschienene Erzählung *Ein Kind, um die Lichtmauer niederzureißen*. Erzählt wird von einer außergewöhnlichen Begebenheit: Während einer Kabinettsitzung bemerken der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika und die Mitglieder seiner Regierung jemand Fremden am Tisch, einen Engel. Und der verkündet den Regierungspolitikern eine Botschaft: Die Probleme der Menschheit mit Drogen, Überbevölkerung und Klimakatastrophe seien so groß, dass man höheren Orts entschieden habe, der US-amerikanischen Regierung als der mächtigsten auf der Erde zu helfen – man schicke ein Kind. Es sei ein besonderes Kind, eines mit einer Anomalie im Gehirn, die es eines Tages dazu befähigen könnte, die Physik soweit voranzutreiben, dass eine überlichtschnelle Raumfahrt möglich werde. So könnten sich die Menschen auf einen anderen bewohnbaren, bislang unerreichbar entfernt liegenden Planeten retten. Allerdings könne der Engel nicht sagen, wo und wann dieses Kind zur Welt komme oder bereits gekommen sei und unter welchen Lebensumständen. Man müsse sich daher um jedes einzelne Kind auf der Erde kümmern. Was

¹⁰ Gödden (s. Anm. 3), S. 475.

¹¹ Walter Gödden: [Rez.] *Wim Vandemaan: Roter Stern über der Ruhrstadt. Ein Gast aus der Vergangenheit – und eine Entscheidung über die Zukunft*. In: *Der Emscherbrücker*. Bd. 20 (2025/26), S. 146ff., hier S. 148.

¹² Ebd.; vgl. Gödden (s. Anm. 3), S. 475.

das bedeutet, führt ein zweiter, in diese Story hineingewobener Erzählstrang vor Augen, der von einem mehrfach behinderten Kind in England handelt.

An dieser Erzählung zeigt sich, was Walter Gödden mit Blick auf *Roter Stern über der Ruhrstadt* als »geerdete« humane Qualität¹³ bezeichnet. Die phantasievollen Erzählwelten Kaspers bilden das literarische Spielfeld, auf dem die Probleme der Menschheit in gleicher Weise wie die Bedürfnisse von Individuen zur Sprache gebracht werden. Kaspers literarische Gedankenspiele sind dabei ebenso philosophisch anregend wie vergnüglich zu lesen.

Dass dieser Kaspersche Esprit seine Wirkung nicht nur in epischen Texten entwickelt, zeigt *Spender*, eines der beiden anlässlich der Ausstellung *Aliens Welcome! Science-Fiction-Literatur aus Westfalen 1904-2018* im Kulturgut Haus Nottbeck in Oelde entstandenen Hörspiele. Die *Spender* sind von Aliens auf die Erde gebrachte Apparaturen mit Schubladen, in die man vom Maschinen- bis zum Körperteil alles legen kann, was man dupliziert haben möchte, auch Nahrungsmittel und Medikamente. So auch B.l.1714. Was wie ein science-fiction-artiges Kürzel aussieht, ist indes ein Bakterium, das man als *Bifidobacterium longum* 1714 oder eben B.l.1714 in Medizin und Pharmazie kennt. Etwas Reales, das zwar nicht allgemein, aber in Fachkreisen sehr wohl bekannt ist, in eine literarische Fiktion einzubauen, ist eine von Kasper gern genutzte Methode, eine fiktionale Welt auszugestalten. In der Fiktion aber erfährt das Realitätspartikel eine relevante Veränderung. Im Fall des Bakteriums B.l.1714 scheint es, auf den ersten Blick betrachtet, seine Verfügbarkeit zu sein: In der Realität leicht zu beschaffen, bedarf es in der Fiktion des *Spenders*, um eine Patientin zu versorgen, die an einer seltenen Darmerkrankung leidet. Doch dann zeigt sich, dass jedes Duplikat, das der *Spender* produziert,

¹³ Gödden (s. Anm. 11), S. 148.

im Vergleich zur Vorlage ein wenig verbessert ist, selbst zur Vorlage für eine weitere Verbesserung wird und so weiter. Was aber, wenn ein Mensch sich duplizieren ließe? Diese Technik der Fiktionalisierung ist kennzeichnend für Kaspers Erzählwelten. Nicht selten wird sie ergänzt durch reale Bezüge zu seiner Heimat im Ruhrgebiet, zur »Ruhrstadt« oder, enger begrenzt, zu seinem Geburtsort Wanne-Eickel. *Der Dodo von Wanne-Eickel* zeigt diesen Bezug schon im Titel. In der Erzählung *Kennedy im Ruhrgebiet* wird ein Jungengymnasium in Eickel erwähnt, das es (wenngleich als koedukative Unterrichtsanstalt) bis heute gibt, das in Wirklichkeit allerdings keineswegs nach Heinz Rühmann benannt ist, gleichwohl dieser seinerzeit einmal mit einer Sextanermütze auf dem Kopf diese Schule besuchte¹⁴. Oder im Roman *Drei-Männer-Eck*, dessen Szenerie einige Straßenzüge und das besagte Drei-Männer-Eck dem Straßenbild Wanne-Eickels entlehnt. Bereits Kaspers niederländisches Pseudonym Vandemaan (vom Mond) enthält diesen geographischen Bezug, gibt es doch einem deutschen Schlager der 1950er Jahre zufolge nichts Schöneres als den Mond von Wanne-Eickel. Von einer klisierten Ruhrgebietsromantik hält er sich aber fern, nutzt die Städte des Ruhrgebiets vielmehr, um sie geographisch und kulturell zu beheimaten. Der Dodo kommt bei Kasper nicht zufällig vor. Auch er hat einen realen Hintergrund: In Oxford, das Kasper wiederholt besucht hat, befinden sich Überreste dieses Vogels, dessen Aussterben der Mensch zu verantworten hat. Da er sich mit der Frage einer theologisch begründbaren Tier- und Pflanzenethik auseinandergesetzt hat, schafft er als symbolische »Wiedergutmachung«¹⁵ mit einem Dodo namens Oxford eine neue Figur in der *Perry Rhodan*-Serie,

¹⁴ Vgl. Heinz Rühmanns Brief vom 21.5.1979 in: *Gymnasium Eickel. 1904-1979*. Herne 1979, S. 88.

¹⁵ Drabert (s. Anm. 2), S. 28.

die er erstmals in seinem Heftroman *Messingträumer* auftreten lässt. Die beiden Dodos, der Wanne-Eickeler und der bei *Perry Rhodan*, verbindet, dass sie etwas geradezu Menschliches an sich haben, einen Ruf der eine, eine Geste der andere. Aber anders als sein Wanne-Eickeler Artgenosse ist Oxford ein gen-rekonstruiertes, dazu optimiertes Wesen. Diese Eigenschaft teilt es übrigens mit der Titelfigur der Erzählung *Das Kamel*. Diese Wesen verfügen über Fähigkeiten, die über die ihrer gewöhnlichen Artgenossen hinausgehen. So kann das Kamel etwa sprechen. Solche rekurrenten, doch variiert ausgearbeiteten Ideen stellen eine Verbindung zwischen den Erzählungen für *Perry Rhodan* und den anderen Erzählwelten Kaspers her, die sich als eine Art Signatur seiner Texte verstehen lässt.

Was Kasper in seinem »Handbuch der Dicht- und Schreibkunst« untertitelten Band *Schule der Autoren* anrät, befolgt er auch selbst, etwa wenn es um die Schaffung von Atmosphäre geht. Dafür seien vor allem die Sinne anzusprechen.¹⁶ In der zum *Perry Rhodan*-Textkosmos gehörenden Erzählung *Muvagessi geht von Bord* entbehrt dies nicht der Komik, wenn ein Roboter rhetorisch und ihrzend seinen Herrn, die Titelfigur Muvagessi, fragt: »Habt Ihr möglicherweise ein wenig Darmluft verloren, Meister?« Zudem trägt dies zum Eigenleben der Nebenfiguren wie dem Roboter oder dem Dodo Oxford bei, sodass der Text nicht in eine durch die erzählerische Konzentration auf die Hauptfigur verursachte Eindimensionalität zu fallen droht.¹⁷

¹⁶ S. Hartmut Kasper: *Schule der Autoren. Ein Handbuch der Dicht- und Schreibkunst*. Leipzig 2000, S. 140-143.

¹⁷ S. a.a.O., S. 80-84; vgl. Ulrich Bettermann: *Hartmut Kasper erzählt über seinen Roman »Totentaucher«*. In: *SOL. Das Magazin der Perry Rhodan-Fanzentrale*. H. 45 (2007), S. 48f., hier S. 49.

Kaspers Texte verbinden nicht selten Themen, die auf den ersten Blick keinen gemeinsamen Bezugspunkt zu haben scheinen. In der Erzählung *Ein Kind, um die Lichtmauer niederzureißen* etwa werden die Überbevölkerung der Erde und der Klimawandel mit dem Gedanken der Verantwortung in Verbindung gesetzt, jedes einzelne Kind auf der Welt optimal zu fördern – es könnte ja einmal die Lösung eines solchen Problems finden. Die *Dr. When*-Kolumne bietet weitere Beispiele. *Intelligenz: eingebaut* verbindet das Werbefernsehen mit Didaktik und Ökologie. Dabei macht er auf den Energieverbrauch digitaler Bildungsmedien aufmerksam, entwirft aber auch ein satirisches Bild einer Didaktik, die auf digitales Recherchieren oder simpler: auf Ergoogeln setzt. Bizarr wird es, wenn in der Kolumne *Hup dich glücklich* die Geschäftsidee entfaltet wird, Hupen zu entwickeln, die man nur im Inneren des Autos hören kann und die daher sowohl dem Stressabbau im Stau dienen als auch die Mitmenschen schonen.

Ähnlich verblüffend warten Kaspers Gedichte mit ungewöhnlich konstruierten Bildwelten auf. *Winter wie auf den Gemälden alter holländischer Meister* vereint die Naturbildlichkeit von Bäumen und Schnee mit Lanz-Traktoren und Lötlampen. Auch *Emscher, mein Fluss* beginnt in einem naturlyrischen Ton: »In den Auen der Emscher stehen Eichen und Hainbuchen«. Doch dann heißt es von den »Knack-Weiden«, dass ihr »Holz, weich und leicht, / zur Herstellung von Prothesen taugt«. Die zweite Strophe schließt nach einer Auflistung der Emscher-Zuflüsse mit einem noch ein wenig ungewöhnlicheren Hinweis auf einen Traktorendiebstahl. Die Schlusstrophe bricht dann ganz aus dem lyrischen Duktus aus und schließt unvermittelt mit der ungläubigen Frage des lyrischen Sprechers: »meine Güte, wer klaut denn Traktoren?«

Zuweilen lassen sich parodistische Züge finden. »Leer steht der Acker, leer der Topf; / Ein Huhn fällt auf den Hinterkopf«, beginnt die erste der vier Strophen des 2003

in der experimentellen Literaturzeitschrift *Pips* erstveröffentlichten Gedichts *Nach der Saison*. Leicht variiert tauchen die ersten beiden Strophen zwanzig Jahre später am Anfang der Erzählung *Kennedy im Ruhrgebiet* erneut auf. Dort erfahren sie einen Kommentar: »So oder so ähnlich lauteten die Gedichte, die es in den Deutschbüchern der 1960er und frühen 1970er zu lesen gab. Die Lesebücher hießen ›Die neue Silberfracht‹ und befrachteten die Lerngruppen mit silbernen Gedichten über die Freuden eines Lebens als Ackermann [...]. Eine Lebenswelt, die uns exotischer erschien als die Rückseite des Mondes [...].« Das erinnert an die kritische Sicht auf die eigene Schulzeit, wie Kasper sie im Kontext der Romanhefte äußert. Auch dieses biographische Moment lässt sich somit als rekurrentes Merkmal in Kaspers Arbeiten verstehen.

Mit der vorliegenden Auswahl wird ein Querschnitt durch das Werk Hartmut Kaspers angeboten. Dafür wurden alle Texte orthographisch vereinheitlicht und vom Autor durchgesehen. Die Zusammenstellung beschränkt sich auf Texte, die im gegebenen Rahmen vollständig abgedruckt werden können. Verzichtet wurde auch auf Texte aus der *Perry Rhodan*-Erzählwelt, die ohne Kontextwissen zur Serie nur eingeschränkt verstanden werden könnten. Vertreten sind dafür sowohl epische als auch lyrische, dramatische und Sach-Texte, die aus verschiedenen Entstehungszeiträumen stammen. Einen bibliographischen Überblick über das Gesamtwerk bietet der Eintrag im digitalen *Lexikon Westfälischer Autorinnen und Autoren*.

Textnachweise

Bogdan: Erstveröffentlichung – *Der Dodo von Wanne-Eickel* in: Tiergeschichten aus dem Ruhrgebiet (2020) – *Kennedy im Ruhrgebiet* in: RUHRGEBIET über uns (2023) – *Ein Kind, um die Lichtmauer niederzureißen* in: neues forum 2 (2005) – *Das Kamel* in: Thomas Braatz u. a. (Hgg.): Wahrheit auf der Flucht, Wirklichkeit in Gefahr?! (2024) – *Die Straße der Herrenschneider* in: SOL 92 (2018) – *Muvegessi geht von Bord* in: Perry Rhodan. H. 2894 (2017) – *Erlebnisse*: Erstveröffentlichung – *Hup dich glücklich; Intelligenz: eingebaut; Herr Xi und die Peking-Enten der Zukunft* in: Dr. When (diezukunft.de 6.3.2023, 29.4.2019, 19.7.2023) – *Spender* in: Joachim Wittkowski (Hg.): Science Fiction aus Westfalen (2019) – *Perry Rhodan; Jerry Cotton* in: Hartmut Kasper (Hg.): Deutsche Helden! (1997) – *Der härteste Mann auf dem deutschen Hefromanmarkt* in: Deutschlandfunk. Büchermarkt (16.11.2010) – *G.F. Unger: Das Million-Cliffs-Land* in: Walter Gödden (Hg.): Flammende Herzen. Unterhaltungsliteratur aus Westfalen (2007) – *Sterben verboten* in: Deutschlandfunk (3.11.2009) – *es fällt in unser Leben* in: Lyrische Anschläge. Gedichte zu Kirchenliedern (1991) – *Nach der Saison* in: PIPS. Zeitschrift für UnZeitGeist, UnKomMerz & Objektliteratur 1/03 (2003) – *Frühlingssonett* in: Frühlingstrieb (2014) – *Mutter und Sohn* in: Sommerflirren (2015) – *Herbst. Ende von allem* in: Herbstblätter (2013) – *Winter wie auf den Gemälden alter holländischer Meister* in: Wintergarten (2011) – *Emscher, mein Fluss; Rhein-Herne-Kanal; Nordsee: Süßes Geheimnis* in: Der Emscherbrücker 19 (2023/24) – *Nachhaltige Fragen, wiederverwertbare Antworten*: Erstveröffentlichung

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koster (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69) ■ Peter Florenz Wed-

digen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Dep-ping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuck-mann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benz-ler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■ Gerd Puls (Bd. 104) ■ Jürgen Bröcan (Bd. 105) ■ Georg Veit (Bd. 106) ■ Ralf Thenior (Bd. 107) ■ Ursula Bruns (Bd. 108) ■ Sigismund von Radecki (Bd. 109) ■ Karl-Ulrich Burgdorf (Bd. 110) ■ Dietrich Wachler (Bd. 111) ■ Sabine Deitmer (Bd. 112) ■ Georg Bühren (Bd. 113) ■ Jay Monika Walther (Bd. 114) ■ Monika Littau (Bd. 115) ■ Thomas Kade (Bd. 116) ■ Michael Roes (Bd. 117) ■ Heiner Feldhoff (Bd. 118) ■ Ulrich Straeter (Bd. 119). ■ Otto A. Böhmer (Bd. 120). ■ Hertha Koenig (Bd. 121) ■ Theodor Althaus (Bd. 122) ■ Marion Gay (Bd. 123) ■ Erik Reger (Bd. 124) ■ Thorsten Trelenberg (Bd. 125) ■ Herbert Berger (Bd. 126) ■ Horst Dieter Gölzenleuchter (Bd. 127) ■ Dieter Treeck (Bd. 128) ■ Erwin Grosche (Bd. 130) ■ Philipp Wiebe (Bd. 131) ■ Jürgen Wiersch (Bd. 132) ■ Martin Becker (Bd. 133) ■ Fritz Eckenga (Bd. 134) ■ Walter Höher (Bd. 135) ■ Rolf Schönlaue (Bd. 136) ■ Ursula Maria Wartmann (Bd. 137) ■ Siegfried August Von Goué (Bd. 138) ■ Klaus-Peter Wolf (Bd. 139) ■ Hans Georg Bulla (Bd. 140) ■ Herbert Somplatzki (Bd. 141) ■ Heinz-Albert Heindrichs (Bd. 142).



Kontakt gem. GPSR